

W 2 y
18676

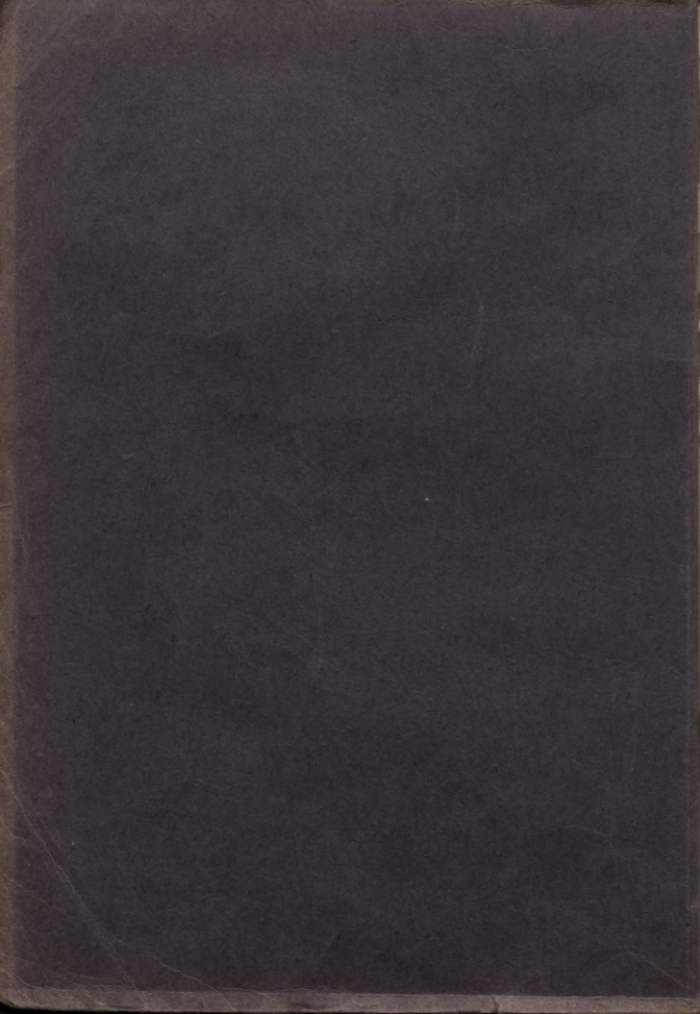
Lettland-Bücherei
3

Ausgewählte Stücke

aus der

lettischen Literatur





L 365.

Letland - Bücherei 3:

Ausgewählte Stücke
aus der lettischen Literatur



W -

82

532843



Druckerei-Gesellschaft „Solomandra“ (vorm. Grothuß)
Riga, Altstadt Nr. 8.

W $\frac{2}{15676}$

W
810

Lettfland-Bücherei 3

Ausgewählte Stücke
aus der lettischen Literatur

I. Sammlung

1924

Verlags - Akt. - Gef. „Rīga“, Riga

W
Fried

Vija Lāča Latv. PSR
VALSTS BIBLIOTĒKA

77-

22943

88

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1924 by Verlags-Akt.-Ges. „Rīga“, Riga.

Harald Eldgast

Der Sterbende Schwan

Aus dem Novellenzyklus:

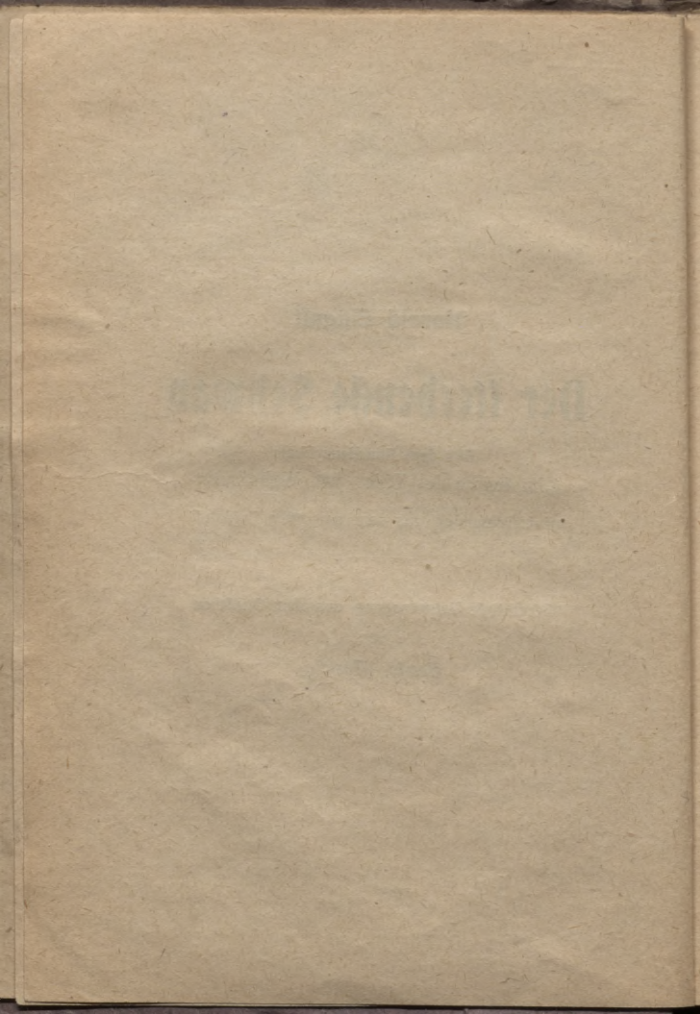
„Im Reiche des Todes und Wahnsinns“

Aufzeichnungen aus dem modernen Rußland

Berechtigte Uebertragung aus dem Lettischen

von

Senta Maurin



Harald Eldgast (S. Mikelsons) ist im Jahre 1882 in Livland geboren. Er besuchte zuerst die Parochialschule in der Schloß-Burtneefischen Gemeinde, dann die Realschule Peters I. in Riga und die Dorpat'sche Realschule, hierauf das Rigasche Polytechnikum. Nach Beendigung der Studien (Oekonomie und Handelswissenschaft) arbeitete H. E. 10 Jahre in Rußland, von 1910—1914 als Oberlehrer am Gymnasium in Wologda, von 1914—1919 in Nikolajew in der 8-Klassigen Kommerzschnule des Grafen Witte und als Lektor an der Nikolajewischen Volksuniversität.

Im Jahre 1919 übernahm H. E. im Stabe der Freiwilligen Armee des Generals Schilling in Nikolajew die Leitung der Agitationsabteilung und arbeitete daselbst 3 Monate bis zum Dezember d. J. Wegen dieses „Verbrechens“ wurde er von den Kommunisten verfolgt, die ihn in Odessa im März des Jahres 1921 verhafteten, mehrere Monate in verschiedenen Gefängnissen der „Tscheka“ eingesperrt hielten und für ihn das höchste Strafmaß — das Erschießen — forderten. Aus dieser Zeit stammt auch die Novelle „Der sterbende Schwan“, welche selbsterlebte und wirkliche Geschehnisse darstellt.

Nur unter Anstrengung aller psychischen und physischen Kräfte gelang es H. E. diese schwere Zeit

zu überleben, und wohlbehalten im Jahre 1922 in die Heimat zurückzukehren. Daß er nicht in dieser Zeit, wie viele Tausende anderer Unglücks-
genossen ermordet wurde und nicht an Hunger und Seuchen starb, verdankt der Schriftsteller seiner Gemahlin und der Hilfe einiger treuen Freunde und Verehrer seines literarischen Talentes.

Vom 1. Januar 1923 ab leitet H. E. als verantwortlicher Redakteur die in Libau erscheinende lettische Tageszeitung „Kursemes Wahrds“.

Von den bis jetzt erschienenen Romanen, Novellen, Dramen und anderen literarischen Werken H. E. sind folgende zu erwähnen:

„Die gestirnten Nächte“, Roman (1906).
„Im Paradies des Dämon“, Drama (1907).
„Geflimmer“, Novellen und Schilderungen (1909).
„Auf dem Ozean“, — eine amerikanische Reise-
schilderung (1920). „Agarta“ — ein Drama,
welches im Rigaschen National- und Libauschen
Stadttheater aufgeführt wurde. „Lord“ — eine
Novelle. „Am blauen Abgrunde“ — norwegische
Novellen. „Die Strahlen in der Finsternis“
— politische Fragmente.

Einige seiner Werke sind auch in die russische und deutsche Sprache übersetzt worden, welchen wir jetzt den „Sterbenden Schwan“ hinzufügen.



Das war am Schluß des Sommers 1920. Die Solotänzerin vom Ballett der ehemaligen russischen Hofoper, Mina Antonowna Jaworskaja, arretierte man zusammen mit acht anderen Flüchtlingen, als sie, ihrem ukrainischen Führer folgend, schon das schilfige Ufer des Dnjestr erreicht hatten und die zur Ueberfahrt bestimmten Boote besteigen wollten.

Der Augenblick, wo es Mina Antonowna zweifellos klar wurde, daß ihr teuerbezahlter Begleiter und Wegweiser ein Agent und Provokateur der Tscheka war, wird ihrem Getächtnis nie entschwinden, als ob er mit glühendem Eisen eingebrannt wäre. Etwas ekelhafteres, die Menschen mehr beleidigendes, als den gemeinen Verrat dieser für Blutgeld aufgekauften Kreatur konnte sie sich nicht vorstellen. Und vielleicht gerade darum, weil sie als erste dem Betrug geglaubt hatte, der Erfindung, daß er ein überzeugter Ukrainer, Petljuras Anhänger sei, der sich selbst vor den Verfolgungen der

Kommunisten nach Rumänien retten wollte. Und das Geld, welches er im voraus empfangen hatte, — zweitausend Barenrubel pro Person — habe er nur genommen, um die kommunistische Wache am Dnjestr zu bestechen, den letzten gefährlichen Posten.

Warum hatte sie jene überredenden Ermutigungsworte, die alle ins Verderben gestürzt hatten, ausgesprochen? Sie litt unsagbar darunter. Sie war es doch gewesen, die mit ihrem ungeheuren Feuer alle überzeugt hatte, daß man mit solch einem Leuchten, wie es jener Jüngling in seinen dunkelbraunen, blanken Augen hatte, nicht lügen könne. So ehrlich schienen ihr die Augen dieses Lumpen.

Der skeptische, westeuropäisch gebildete Profiteur aus Odessa mit seinem französisch klingenden Namen, Renault, hätte endgültig auf die Dienste dieses Subjektes verzichtet, wenn sie ihn nicht seiner Feigheit und Unmännlichkeit wegen ausgelacht hätte. Von ihrer absichtlichen, rein weiblichen Koketterie besiegt, schien es, als hätte er jeglichen Verdacht verloren, und damit Mina ihren „interessanten Reisebegleiter“, wie sie ihn einst charakterisiert hatte, nicht verlöre, schloß er sich wieder den übrigen Flüchtlingen an. Diese Galanterie mußte er

mit seinem Leben bezahlen. Und so war es gekommen, daß Mina Zamorskaja Schuld an seinem Tode hatte.

Daß sie dasselbe Loß erwartete, änderte an der Sache nichts. Sie hatte sich geschworen, alles zu tun, um ebenso wie Renault hingerichtet zu werden. Aber das war ja nur eine moralische Erleichterung und eine gewisse Genugthuung für sich selbst. Renaults Schicksal vermochte sie nicht zu ändern, denn schon am dritten Tage nach der Einkerkierung in der Tscheka von Odesa wurde er hingerichtet. Sie selbst saß nun schon drei Wochen im Gefängnis für Kontrerevolutionäre — Frauenabteilung, Zelle Nr. 3 — und überlegte genau, wie sie zu handeln habe, um ihr freigewähltes Ziel zu erreichen.

Eine seltsame, innere Veränderung war in ihr vorgegangen, seit sie dort im Sumpfe am Dnjestter bis zur Brust hineingewatet war und sich überzeugt hatte, daß sie nicht mehr fliehen könne, daß sie gefangen sei.

Das erste, was sie erfolgreich getan hatte, war, daß sie ihr Strumpfband, in welches sie noch in Petersburg ihr letztes Geld, sechshundert Goldfranken, eingenäht und so die ganze Flüchtlingszeit getragen hatte, vom Fuß riß

und in die strömende Tiefe warf, damit es nicht in die widerlichen Bluthände der Verfolger käme. Noch blieben ihr noch drei im Hemdssaum eingenähte, anderthalb Karat schwere Brillanten übrig. Auch die beschloß sie zur rechten Zeit zu vernichten.

In derselben Zelle Nr. 3 saßen noch sechs gebildete gegenrevolutionäre Frauen. Unter ihnen war auch die Frau des gewesenen Bildungsministers Schwarz. Man hatte sie der Spionage beschuldigt, und das unabwendbare Todesurteil harrte ihrer. Das wußten alle genau.

Am Anfang wunderte sich die Jaworskaja über die seltsam kalte Ruhe und äußere Gleichgültigkeit dieser widerstandsfähigen, ehrwürdigen Dame. Ihr einziges Kleid war schmutzig und zerfetzt, trotzdem sah man aber, daß sie in den höchsten Kreise zuhause war. Sie schloß sich eng an Nina Jaworskaja, die intelligenteste aller Leidensgenossinnen, an.

Da erfuhr auch Nina das Geheimnis ihrer Ruhe und den Grund der bisweilen auflobernden Begeisterung. Von den anderen Gefangenen unbeobachtet zog Wera Schwarz in bestimmten Zwischenräumen aus den Falten ihrer Bluse ein kleines Glasfütteral, das mit einem Korken verschlossen war. Dies Gefäß mit den kleinen weißen Kör-

nern führte sie an die Nase und atmete begierig das ausströmende Aroma ein. Das war Kokain.

In diesen schauerlichen Lebensverhältnissen lernte Nina bald die segensreiche Kokainwirkung schätzen. Seltsam, daß sie nicht früher schon die Narkose, diese Besänftigerin des großen Seelenschmerzes, kennen gelernt hatte. Aber in Petersburg wäre es auch überflüssig gewesen. Dort gab es bis zuletzt genug Champagner und andere teure Weine. Kerensti, der junge freigiebige Herrscher Rußlands, liebte selbst das Leben zu genießen und verwehrte auch den gewesenen Hofballetteusen nichts.

So lange die Revolution von „Sascha“, wie ihn die Schauspielerinnen in intimen Gesprächen nannten, geleitet wurde, waren Nina Antonowna und ihre Genossinnen gern bereit, diese Umsturz-bewegung zu loben und zu preisen. Nicht umsonst floß in ihren Adern das leidenschaftlichste Blut: ihre Mutter war eine grusinische Schöne, ihr Vater aber ein angesehener Pole. Es war auch ganz verständlich, daß jetzt diejenigen, die einst zur Repräsentation des Zaren gehört hatten, in den Kunsttempeln der Residenz mit echter Begeisterung zu Ehren der wunderbaren Freiheitsgöttin, die endlich in Rußlands eintönige Ebenen gekommen war, tanzten und sangen.

Als aber die Diktatoren der Bolschewiken, Lenin, Trotzki und die von der Front desertierte „Solbateska“ ans Ruder kamen, ward Nina Saworskajas Verhältnis zu der einst so verlockenden Freiheit ein diametral entgegengesetztes. In den seiden- und plüschgepolsterten Logen und den ersten Reihen des Parketts saßen anstelle der betäubend parfümierten, mit Edelsteinen geschmückten vornehmen Damen betrunkene Matrosen und nach Tran stinkende Soldaten. Vor diesen neuen Herren und Befehlshabern Rußlands mußte man tanzen und singen und erhielt dafür außer der karg zugemessenen Ration noch ein paar Bettelgroschen. Und was verstanden diese Wilden von Freiheit? Mit den „Damen“ ihres Herzens, früheren Köchinnen, Wäscherinnen und Straßmädchen, lauten sie während der Vorstellung Sonnenblumen und spien die Schalen um sich.

Sie schwatzen und lärmen als eine richtige Plebejerschar. Bisweilen klang bei der erhabensten Stelle, der ernstesten, feierlichsten Entwicklung des Kunstmysteriums, ein beleidigendes Gelächter aus dem Saale. „Was wiehern sie da?“ rief einmal ein junger, temperamentvoller Sänger aus.

Die in der ersten Reihe sitzenden „Genossen“ hatten diese wenig schmeichelhaften Worte gehört.

Sie beschwerten sich beim Kommissar, dem Leiter des Theaters, über die Beleidigung des freien Volkes. Der Kommissar hatte sich in seine Rolle noch wenig eingelebt, er wollte den einzelnen Sängern gefällig sein, und so kam der leichtsinnige lyrische Tenor diesmal nur mit einer strengen Rüge davon.

Die Zeitungen berichteten, daß es in der Ukraine und Neu-Rußland mit Lebensmitteln unvergleichlich besser stehe, als in dem von Hunger heimgesuchten Großrußland. Ungenauen Nachrichten zufolge sollte auch der Ataman Petljura wieder die nationale Fahne der Ukrainer gegen den internationalen Despotismus der Großrussen erhoben haben. Ermuntert durch diese Gerüchte, deren Wahrhaftigkeit niemand prüfen konnte, beschloß Nina Jaworskaja sich dorthin zu begeben, um in Charkow, Kiew oder Odessa eine passende Beschäftigung am Theater und vor allen Dingen die für den Künstler unumgänglich nöthige Freiheit zu suchen, von der in Rußland nichts mehr übrig geblieben war.

Wie eine aus der Hölle entflohene blutgierige Teufelsmeute folgte ihr aber die kommunistische Armee. Und hinter der Front grübdeten Juden, Russen und Ueberbleibsel anderer

Nationen die „Tschekas“ mit ihren Inquisitionskammern, in denen Henker, Sadisten mit blutigster Grausamkeit alle vertilgten, die nur anders zu fühlen und zu denken wagten, als der kommunistische Fanatismus es vorschrieb.

Und nun war auch sie in der unumschränkten Gewalt dieser Wüteriche — in einem Käfig, dessen anderthalbtausend Menschen große Opferarmee in der Hand des Semiten Deisch sich befand. Seine sadistische Rachsucht den Russen gegenüber — hatten doch diese einst seine Nation ungerecht und gewalttätig behandelt — übertraf an schauerlicher Brutalität die aller seiner Kameraden.

Doch mögen Sie! Nina Jaworskaja hatte den letzten Schatten jeglicher Todesfurcht überwunden. Für ihre Peiniger hatte sie nur Haß und eine grenzenlose Verachtung übrig. Die Auferstehung des polnischen Staates erweckte das eingeschläferte Selbstbewußtsein und den nationalen Stolz. Besonders jetzt, wo sie trotz Mauer und Wache erfahren hatte, daß Polen wieder mit dem roten Rußland kämpfte, daß seine Armee siegend vordrang und immer mehr sich der Süd-West-Front am Dnjestr näherte. Zu ihrer subjektiven Künstlerverachtung den Peinigern gegenüber gesellte sich nun noch

der instinktive Haß ihrer Väter. Und in dieser Verachtung und dem stahlharten Haß, vom süßlüsternen Kokain berauscht, war sie glühend und schön. Mit Ungeduld harrete sie des Verhörs. Erstickende Flammen des Hasses wollte sie in die Satansphysiognomie ihrer Folterer schleudern, die schärfften Spott- und Hohnworte. O, — sie wird verstehen, würdig zu sterben! Mit jenem unbeugjamen Stolz, mit dem Hunderte, Tausende Revolutionäre seinerzeit in Rußlands Gefängnissen, Verbannungen und Henkershänden gestorben sind. Wenigstens in dieser Hinsicht wird sie eine würdige Erbin ihrer Vorfahren sein.

Endlich war der mit brennender Ungeduld herbeigesehnte Tag gekommen. Die im Korridor dejourierende Wache meldete, wer aus Zelle Nr. 3 heute zum Verhör geführt werden sollte. Unter ihnen befand sich auch Nina Saworskaja und Wera Schwarz.

Als die „Genossinnen“ Nina und Wera in ihrer Ecke mit dem Kokaingläschen fauerten, störte sie niemand. Alle, die der Unglückswirbel mitgerissen hatte, fühlten ein tiefes Mitleid für einander.

Zuerst wurde Nina Saworskaja gerufen. Im Korridor erwartete sie ein junger schlanker

Soldat aus dem Schutzbataillon der Tscheka. Er war mit Flinte und Revolver bewaffnet und trug die charakteristische altslawische Waffenumhülle, auf deren grünem Felde drei schreiend rote fünfzackige Sterne prangten.

Durch den langen Korridor, wo sich rechts und links die mit Gefangenen vollgepfropften Zellen befanden, führte er sie über eine graue Sandsteintreppe ins fünfte Stockwerk, wo sich das Zimmer des Untersuchungsrichters befand.

Die Augustsonne des Südens hatte den Hals und die Brust Mina Jaworskajas dunkelgebräunt. Und als sie mit ihrem Begleiter durch den Zickzackkorridor des oberen Stockwerkes ging, bebte unter der tiefausgeschnittenen Bluse ihr voller Busen stärker als gewöhnlich.

Sonst waren an ihr keine Anzeichen der Aufregung zu bemerken.

Zufällig begegnete sie dem forschenden Blick des jungen Tschelisten. Er war noch ein Jüngling mit blauen lebhaften Augen und sorglosem, unschuldigem Gesichtsausdruck und dennoch war er ein echter, geprüfter Kommunist, denn sonst hätte man ihn ja nicht in dieses Schutzbataillon aufgenommen.

„Woher sind Sie“ fragte leise der Notarmist und verlangsamte seinen Gang. Bei dieser

unschuldigen, höflichen Anrede flammte in Nina Jaworskaja all der Troß und Haß auf, den sie zu diesem Tage aufgespeichert hatte. „Das geht Sie nichts an,“ erwiderte sie barsch. „Darnach wird mich derjenige fragen, zu dem Sie mich führen. Sie sind ein Sklave, der die Befehle seines Herrn, meines Henkers, erfüllen muß. Alles übrige ist nicht eines Sklaven Sache.“ Das Blut strömte in das Gesicht des jungen Tschekisten. Es schien, als senkte er in schmerzlicher Scham die Augen. Den ganzen übrigen Weg durch den stillen Korridor unterbrach er nicht weiter das dumpfe Dröhnen ihrer Schritte.

Am Ende des Korridors an einer Thür, über welcher auf einem Glid Papier mit fetten roten Buchstaben geschrieben stand: „Untersuchungsrichter für besonders wichtige Angelegenheiten — Tscheka des Odessaischen Gouvernements,“ hielt er an. Noch einmal sah er fragend in Nina Jaworskajas Gesicht und klopfte dann unwillig, ohne besondere Ehrerbietung, mit dem Gewehrkolben an die Thür.

„Herein!“ Nina Jaworskaja trat mit ihrem Begleiter über die Schwelle und befand sich in einem kleinen schmalen Kabinett, dessen winziges Fenster zum Hof hinausging. Gegen-

über dem Fenster stand ein großer, mit rotem Tuch bedeckter Tisch. Hinter ihm mit dem Rücken zum Fenster saß in einem festgeknöpften grünlichen French ein junger Mann mittlerer Größe. Er trug einen kleinen Schnurrbart, hatte schwarzes krauses Haar und die typisch gebogene Nasenlinie.

„Ein Jude! Umso besser!“ — und die gestellte Aufgabe erschien Mina Saworskaja um vieles leichter.

Der Richter saß in einem bequemen Lederlehnstuhl. Rechts vom Eingang stand eine einfache lederüberzogene Couchette und neben ihr ein Wienerstuhl. Auf dem Schreibtisch lag neben einer abgenutzten, mit weißem und beschriebenen Papier angefüllten Mappe, ein Revolver großen Kalibers und ein Glasaschenbecher — das war der einzige Schmuck dieses Tisches.

Ueber der Couchette, an der Wand hingen ohne Rahmen die Porträts Lenins und Trozki. — „Mina Saworskaja, Zelle Nr. 3, Sache Nr. 9578“, rapportierte der Soldat mit langjamer Stimme.

„Gut. Geh in die Wachtube und warte, bis ich dich rufe. Verstanden?“

„Zu Befehl!“ Zwischen den Zähnen stieß

der Jüngling dieses Wort hervor, drehte sich auf dem Absatz um, ging in den Korridor und schlug die Tür hinter sich zu.

Eine drückende Stille trat ein. Der Untersuchungsrichter der Tscheka, Werbow, blickte prüfend in das Gesicht der Frau.

Die Jaworskaja hielt diesen Blick aus. Ohne auf eine Aufforderung zu warten, zog sie den freien Stuhl näher an den Schreibtisch und setzte sich. Werbow wurde verlegen. Um seine Unfreiheit zu maskieren, nahm er aus der Mappe ein stellenweis bedrucktes Papier, tauchte seine Feder in die Tinte und notierte das Datum. Das Verhör begann. „Ihr Name?“ „Nina“ — „Familiennamen?“ — „Jaworskaja“, — „Beschäftigung?“ „Balletteuse der ehemaligen Hofoper.“ „Grund der Verhaftung?“

„Weiß ich nicht?“

„Wie, Sie wissen nicht? Sie wollten doch nach Rumänien fliehen?“

„Gewiß. Doch das ist kein Verbrechen. Nur Ihre unsinnigen Geetze machen es dazu.“

„Bürgerin Jaworskaja, geben Sie acht auf Ihre Aussagen! Sie befinden sich vor dem Volkstribunal! Und müssen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dieser hohen Institution haben!“

Rina Javorstaja lachte hell auf. Und ihr Lachen klang ungezwungen natürlich.

„Volkstribunal sagen Sie? Diesem Inquisitionsneß gegenüber soll ich Ehrsucht empfinden? Von welcher Gesetzmäßigkeit kann hier die Rede sein, wo Raubrecht und Mörder herrschen? Hören Sie mit diesem Unsinn auf! Fragen Sie, was Sie zu fragen haben und lassen Sie mich gehen. Ich habe nicht das geringste Verlangen, Ihren Dummheiten zuzuhören.“

„Gut,“ erwiderte der Richter, „Sie werden teuer dafür bezahlen müssen. — Ihre Nationalität?“

„Polin!“

„Sie wollten durch Rumänien nach Polen flüchten?“

„Ganz recht.“

„Sicherlich haben Sie Verbindungen mit dem polnischen Armeestab?“

„Natürlich! Natürlich! Habe ich ihn doch mit Plänen Ihrer Position versorgt, damit es den meinen leichter wäre, hierher zu kommen und alle Tschekisten, die übrig geblieben sind, aufzuhängen. Leider werden Sie unter ihnen nicht sein. Die Juden sind die größten Hasensfüße und verstehen zu fliehen, ehe noch Gefahr droht.“

„Sie selbst bezeugen Ihre Spionage zugunsten der imperialistischen Armee?“

„Ganz recht. Von Ihnen will ich nur die Bestätigung dieses Zeugnisses.“ —

„Also, Ihr Verhalten zur Räteregierung ist ablehnend?“

„Nur ablehnend? Sie gebrauchen allzu schonende Ausdrücke. Damit Sie mich besser verstehen, will ich Ihnen noch einige Anhaltspunkte geben, aus denen Sie richtigere Schlüsse ziehen werden. Lenin ist meiner Meinung nach der anständigste von der ganzen Bande, aber ein halbverrückter Fanatiker ist er doch. Und alle übrigen, ihr kleinen und großen Henker, seid Wanzen, weiter nichts! Ekelhafte, blutsaugende Wanzen, welche trinken und immer wieder trinken und nie genug haben. Nun, ist es Ihnen genügend klar geworden, wie ich über Ihre weltberühmte Arbeiter- und Bauernregierung denke?“

Verbow wollte noch den letzten, ihm zur Verfügung stehenden Trumpf ausspielen.

„Sie wissen, daß der zehnte Teil von Ihren Aussagen genügt, um ein unerbittliches Todesurteil zu fällen?“

„Also: einmal gehängt, werden eure Henkersknechte mich noch neunmal umbringen müssen?“

Die Aermsten! Das wird einen zu großen Energieaufwand abgeben. Und vor Ueberanstrengung werden sie sich nachher kurieren müssen.“ Mina Saworskaja lachte wieder fröhlich, dann verstummte sie plötzlich wie in Erwartung. Nein, es war nichts Schweres, Schreckliches, wie sie es sich bei der Zusammenstellung ihres Planes gedacht hatte. Nun war die Sache endgültig erledigt. Und sie hatte sich nicht einmal gründlich aufregen oder ihrem Gegner ins Gesicht speien müssen, wie sie es sich vorgenommen hatte. Es tat ihr fast leid. Diese Physiognomie mit den aufgedunsenen Lippen war zum Anspeien und Ohrfeigen wie geschaffen. Und nun wird sie fortgehen müssen, ohne ihren Haß und ihre Verachtung besiegelt zu haben.

Da sprang Werbow auf und näherte sich ihr. Ein solche Dreistigkeit war in seiner Praxis der erste und einzige Fall. Diese Frau war entweder abnorm hysterisch oder hatte einfach den Verstand verloren. Anders konnte er sich ihre freiwillige Auslieferung nicht erklären. Aber dieses Weib war schön, mit prächtigen Brüsten und Schultern, die wie aus Marmor gehauen waren. Sie war jung, die ganze Residenz hatte ihr gehuldigt und das verlieh

ihr einen eigenen Reiz. Sie war mit einem Wort ein Leckerbissen, den man hier in Odessa so leicht zum zweitenmal nicht finden würde. Und darum wäre es von ihm, Mowisches Werchow, ein unverzeihlicher Leichtsinn, wenn er dieses verlockende, Weib das einer gereiften Weintraube glich, unberührt gehen lassen würde.

Unter dem krausen, schwarzen Haarschopf, in seinem Spekulantengehirn entstand sofort ein entsprechender Plan. Die mit einer recht ungewandten Handschrift beschriebene Enquete in der Hand haltend, näherte er sich Nina Jaworskaja.

„Was würden Sie sagen, wenn ich dieses Blatt zerreißen und was ganz anderes hinschreiben würde?“

„Wieviel wollen Sie dafür?“

„Nicht wieviel, was sollten Sie fragen.“

„Sie wollen doch Geld, was denn sonst?“

„Sie irren sich, kleines Fräulein. Geld habe ich selbst genug. Ich will, daß Sie, daß Sie. . . .“

„Run was denn? Sprechen Sie schneller!“

Nina Jaworskaja verstand schon längst das feurige Glimmen in den schwarzen Augen des Tschekisten. Sein Atem jengle ihre nackten

Schultern. In seiner erotischen Erregung merkte Werbow garnicht, wie diese Schultern vor Ekstase zuckten, als seine feuchten Lippen sie berührten. Als ob sie seinen Absichten entgegenkäme, setzte sich Nina Jaworskaja vom Stuhl auf die Couchette.

„Schau, schau, Sie verstehen mich richtig — das war es ja, was ich dachte,“ zischte er und setzte sich dicht neben sie. Nina Jaworskaja gehörte nicht zu den heiligen Frauen, aber bis jetzt hatte sie nur einem einzigen angehört, einem Kavallerieleutnant, der im Kampfe gegen die Bolschewiken gefallen war. Ihn hatte sie innig geliebt und sein Andenken war ihr zu hoch und heilig, als daß sie es von diesem Scheusal hätte beflecken lassen. Sie wollte nur die Gelegenheit ausnutzen, die Sache bis zu einem gewissen Punkte zuspitzen, um ihren Plan besser ausführen zu können.

Sie streckte sich auf der Couchette aus und lag mit verschränkten Armen, wie erstarrt in einer sinnlich-reizenden Pose.

Der Effekt war der gewünschte. Den Mund voller Speichel stürzte sich Werbow zu ihr, küßte ihre Hände, Füße, ihre halbnackten Waden in den Männersocken, die sie in der Eile und Not angezogen hatte.

„Täubchen! Süßes Mädchen!“ stammelte er. Nina Saworskaja wartete den rechten Moment ab, dann hob sie den linken Fuß, straffte so stark sie nur konnte ihre in der langen Ballettschule gestählten Muskeln und stieß Werbow ins Gesicht. Ihr Absatz traf gerade seinen Mund.

Krächzend schrie Werbow auf. Er spie Blut und einige eingeschlagene Zähne aus, stürzte zum Schreibtisch, ergriff den Revolver und, mit der einen Hand den Hals Nina Saworskajas umflammernd, schlug er mit dem Griff aus aller Kraft auf ihren Kopf.

Nina fühlte wie das Blut ihr über das Gesicht strömte. Mit ihren Nägeln und Zähnen wollte sie sich gegen den Angriff wehren, als die Tür aufgerissen wurde und ihre Wache, der Jüngling, mit blasser veränderten Gesicht hereinstürzte. Er ergriff Werbow beim Argen und schleuderte ihn auf die Couchette, ihm den Revolver aus der Hand reißend.

„Sie dürfen beim Verhör eine Frau nicht schlagen. Sie haben keine Vollmacht dazu, Genosse!“

„Das geht Dich nichts an! Mach', daß du fortkommst!“

„Nein! Ich gehe nur zusammen mit dieser

Frau. Ich habe sie hierher geführt und meine Aufgabe ist es, sie heil und gesund zurückzuführen."

"Eher Dich zum Teufel!" schrie der vor Börn wütende Werbow. "Du hast nur zu kommen, wenn ich dich rufe!"

Jedoch der junge Retarmist war nicht so leicht zurückzuschrecken. Sein Verhalten wurde immer bestimmter. Und Werbow, der allmählich zur Besinnung kam, mußte nachgeben.

"Als ich diese Bürgerin herführte", fuhr der Jüngling fort, "war sie unverletzt. Nun blutet sie und ihre Stirn hat eine Narbe. Hier kann ich sie in keinem Falle lassen. Im Operationszimmer muß ich das Vorgefallene melden. Falls Sie mir nicht erlauben, die Arretierte zurückzuführen, muß ich den politischen Kommissar rufen."

"Ist nicht nötig. Führt sie zurück!" sagte Werbow mit gedrückter Stimme. Er trocknete mit dem Taschentuch seine angeschwollenen Lippen und schluckte das noch immer in den Mund strömende Blut. "Ich habe alles erfahrend. Das übrige verlangt nicht viel Zeit. Falls nötig, werde ich Sie noch einmal rufen lassen, Bürgerin Jaworskaja, Sie können in ihre Zelle zurückgehen."

„Merci! Ich hoffe, daß unser Zusammen-
sein Ihnen genügend in Erinnerung bleiben
wird!“

Sie machte einen Hohngrinsen voller Ironie und
verließ mit ihrem Begleiter das Zimmer. Leicht,
wie schwebend, verschwand sie aus der Thür.
Aber der allmächtige Untersuchungsrichter der
Tscheka ballte drohend die Faust: „Der ver-
fluchte lettische Hund! Dafür wirst du büßen.
Du sollst sehen, was es heißt, Mowscha Wer-
bow zu beleidigen.“

Noch immer vor Schmerz und Erregung be-
bend, beeilte er sich die Resolution zu schreiben.
Nach drei Tagen kam dann die Resolution vor
das „große Kollegium“ der Tscheka, die über
Tod und Leben der Bürger zu bestimmen
hatte.

Seine Resolution lautete: „Spionage zu Gun-
sten der polnischen Armee. Betreffende wollte
den Polen Nachrichten über die Positionen der
Roten Armee bringen. Ergriffen beim Flucht-
versuch nach Rumänien. Unverbesserliche, eigen-
sinnige Kontrerevolutionärin, Anbeterin des
alten Regimes. Haßt und verachtet die Räte-
regierung, beschimpft dieselbe öffentlich. Bean-
trage das höchste Strafmaß. — Untersuchungs-
richter M. Werbow.“

Als er diesen Beschluß geschrieben hatte, den das Kollegium meistens, ohne ihn durchzusehen, bekräftigte, und in eine Mappe zu einem Stoß anderer Papiere getan hatte, ergriff er hastig seine Mütze und eilte hinaus.

Der dejourierenden Wache im Korridor meldete er, daß heute kein Verhör mehr stattfinden werde. Er sei plötzlich erkrankt. Der Soldat machte darauf die übliche charakteristisch russische Geste, zur Zarenzeit bedeutete sie: „Wie es euch beliebt“, doch jetzt bei der neuen Arbeiter- und Bauernregierung: „Eure Arbeit kennt man“.

Nina Jaworskaja befand sich wieder mit ihrer Wache im dämmerigen, engen Korridor, wo um diese Zeit keine Menschenseele war. Plötzlich, ganz unerwartet ergriff der junge Krieger ihre Hand und drückte sie in tiefer Ehrfurcht an seine Lippen. — „Seladin! Heilige!“ wiederholte er flüsternd immer wieder. „Verachten Sie mich nicht! Verzeihen Sie mir!“ Eine innere Erregung erstickte seine Stimme.

Nun sah Nina Jaworskaja ihn zum erstenmal aufmerksam an. Kein weibliches Mitleid erwachte in ihr. Es gab doch noch edle und hehre Empfindungen in der Seele dieses roten Kriegers. . . .

Wenn er nicht zur rechten Zeit in Werbows Kabinett getreten wäre, hätte der Untersuchungsrichter sie sicher bis zur Ohnmacht geschlagen. Dann müßte sie im Krankenhause der Tscheka liegen und die Galgenfrist wäre um ein paar Tage verlängert. Jede Verzögerung verringerte aber ihre Widerstandsfähigkeit, ihre heißen Hassesflammen. Und sie wollte doch stark und stolz und triumphierend in den Tod gehen. Dieser Jüngling aber hatte ihr geholfen, das unnütze Herauschieben abgewandt.

Für einen Augenblick nahm ihr Mitleid Ueberhand. „Armer, guter Junge. . . . So leid tust Du mir. Du weißt ja garnicht, was für einer unsinnigen Idee Du dienst.“

Bärtlich strich sie mit ihrer schmalen Hand über seine glühende Stirn und schmiegte ihren Kopf an seine Schulter. Aber dann richtete sie sich gleich wieder auf in all ihrem Troß und hartnäckigem Stolz. Und schweigend gingen beide bis zur Zelle Nr. 3.

Ueber die Schwelle tretend, wandte sie sich noch einmal um, sah dem Knaben in die Augen und sagte innig, leise: „Lebe wohl!“ Die Gefängnistür fiel hinter ihr ins Schloß. Allein und frei blieb der junge Begleiter im Korridor. Das war aber nicht derselbe, der sie vor ein paar

Stunden zum Verhör geführt hatte. Alles in ihm war aufgewühlt. Sein innerstes, geistiges Ich zuckte in Todeskrämpfen. Durch die Türspalte hatte er alles gesehen, was in Werbows Kabinett vorsichgegangen war. Und durch den Heldenmut dieser schönen herrlichen Frau war er zur wahren Erkenntnis der Freiheit gekommen. Seine Opreisnismütze mit den drei roten Sternen riß er vom Kopf, zerstampfte sie unter den Füßen, riß sie in Stücke und warf die Fetzen in die dunkelste Ecke. Mit unbedecktem Kopf ging er durch den Gefängnis-hof, die Anrufe der Posten nicht beachtend, die ihm Bemerkungen über seine verlorene Mütze machten, ging immer weiter bis zum Wechsellpunkt der Wachen, um dort seine Flinte, dieses unnütze Kampfwerkzeug, fortzuwerfen. Die grelle Augustsonne des Südens brannte und der sanfte Abendwind streichelte seine hellen Haarsträhnen, so wie er einstmals auf dem Acker seines Vaters die honigfarbenen Weizengarben gestreichelt hatte, dort fern im Norden, in Semgallens weiter Ebene. Seine Mütze mit den 3 Sternen, die einst sein Stolz gewesen war, erschien im jetzt wie eine widerliche Narrenkappe. . . . Zurück in die Heimat!

Fort aus dieser Mörderhöhle. Das war sein glühendster, sein einziger Wunsch.

* * *

Die Sitzung des Kollegiums sollte Mittwoch stattfinden. Ein Unbekannter, ihr Wohlgesinnter hatte Nina benachrichtigt, daß ihre Sache in dieser Sitzung zum Austrag komme. Ueber Werbows Resolution blieb ihr kein Zweifel übrig, nur mußte sie sich noch nach Möglichkeit zur Exekution von morgen Abend vorbereiten.

In letzter Zeit war Nina Saworskaja eine immer leidenschaftlichere Kokainistin geworden. Frau Schwarz war es gelungen, einen größeren Vorrat einzuschmuggeln und darum brauchte man nicht zu sparen. Ihr einziges Mittel, die letzten vierundzwanzig Lebensstunden zu versüßen.

Allmählich bemächtigte sich der Seele Ninas eine eigenartige, feierliche Ruhe. Eine Stimmung voller Erhebung und Freudigkeit, wie an besonderen Festtagsvorstellungen im Theater, kurz bevor der Vorhang aufgeht.

Verkrochen in den dämmerigsten Winkel der Gefängniszelle, gab sie sich den Erinnerungen ihrer kurzen Künstlervergangenheit hin.

Jetzt erschien ihr alles wie ein unklarer, fesselnd schöner Traum, der im blauen Nebel romantischer Sehnsucht erloschen war.

Nicht nur ihre persönlichen Verehrer und Guldiger, alle Kritiker der populärsten Residenzblätter hatten ihr eine glänzende Künstlerlaufbahn prophezeit.

Ruhm, wie ihn die Carelli, Pawlowa, Preobraſhenſkaja geerntet haben. Und jetzt? Jetzt hatte sie ihre Kunst beinahe vergessen, als ob der Tanz in ihrem Leben keine Rolle gespielt hätte. Und diese Kunst war doch der Inhalt ihres Lebens, das Heiligtum ihrer herrlichsten Träume, ihrer glücklichsten Sehnsucht gewesen?

Wie war es nur gekommen, daß sie ihrer höchsten Gottheit untreu geworden war? Seit die Flucht begann, hatte sie in all der Unrast und Angst keine Zeit gehabt, daran zu denken. Wie ein gehegtes Wild war sie im Sumpf des Dnjeſtr stecken geblieben, mit den anderen gefangen und gebunden worden, wie Lämmer, die man zur Schlachtbank führt. Jetzt aber kam ihr jede Kleinigkeit ins Gedächtnis zurück.

Damals ahnte sie noch nichts Böses. Ihr Führer, der Provokateur, hatte sie in einer leeren, von Akazien überschatteten Fischerhütte zurückgelassen. Und sie ging, der nahen Befreiung entgegensehend, mit vor Freude pochendem Herzen am grünen Flußufer entlang, sah, wie die Sonne immer niedriger sank, sah das un-

endliche Schilfmeer bei den sanften Liebkosungen des Abendwindes wogen und rauschen.

Sie war noch voller Dankbarkeit dem Schuft gegenüber, der nach Norden gegangen war, um, wie er sagte, ein Boot zur Ueberfahrt aus dem nächsten Dorf zu holen. Das freie rumänische Ufer lockte. Sie wußte damals noch nicht, daß er den Judasweg gegangen war, um mit den Häschern der Tscheka zurückzukommen, welche ihm den Lohn für die gelungene Menschenjagd reichlich auszahlen würden.

Die Sonne sank. Vom gegenüberliegenden Ufer brachte der Wind berauschend süßen Weintraubenduft. Es war die Zeit der Weinlese. Körbe voll gelblichgrüner und violettroter, saftschwerer Trauben wurden zum Keltern gebracht, und aus dem dufstig schäumenden Saft entstand nach kurzer Gärungszeit der köstliche bessarabishe Wein.

Die ganze Welt schien sich zu einem Jubelfest zu bereiten und war vom süßen Weinaroma betäubt. Schon morgen wird sie und die andern zerquälten Flüchtlinge an den saftigen Trauben, die die gastfreien Bessarabier ihnen nicht verwehren werden, den Durst stillen.

Da fesselte eine wunderbare Erscheinung ihr Auge. Wie silberne Sagen gestalten flimmerte

niedrig im blauen Abenddunst eine Schar wilder Schwäne. Gleich hinter dem Schilf ließen sie sich in das erstarrte schwarze Wasser nieder.

Nie früher hatte sie Schwäne in der Freiheit gesehen, nur in den Teichen von Peterhof und Pawlowsk. Dort waren sie schimmernd weiß und feist, und ewig stumm. Man sagt, sie bewahren ihr Lied für die einsame Sterbestunde auf, dem dann nur der geheimnißvoll rauschende Schilf und die in der schwarzen Tiefe sich spiegelnden Sterne lauschen sollen.

Schwanentod. . . . Sein letztes Abschiedslied ist voll Schmerz und Heimweh nach jenen sonnigen Fernen, durch die er nie wieder fliegen, die er nie wieder sehen wird.

So erging es jetzt auch ihr. Weit entfernt von dem im elektrischen Licht flimmernden Tanzsaal, von den tausend begeisterten Blicken der Kunstenthusiasten. . . .

Der weiße, silbern schimmernde Schwan stirbt einsam hinter grüner Schilfwand, auf schwarzem Wasser in stiller Südsommernacht, wenn durch die Welt der betäubende Duft des jungen Weines zieht. . . . Stolz, hehr, nugloser Vogel, wie geheimnißvoll einsam ist dein Lebensweg! War sie mit ihrer nach

Schönheit und Freiheit dürstenden Seele ihm nicht ähnlich? Diese blieben Traum- und Sehnsuchtsgebilde, die die große nach Brot und Lust schreiende Herde nie verstanden hat und nie verstehen wird. Was bleibt übrig, als in einen stillen Winkel zu gehen und verlassen von allen in einsamer Zurückgezogenheit zu sterben?

„Der sterbende Schwan!“ Eines unausgelebten Lebens unerfüllter Schönheits Traum. Und sie selbst — eine dem frühen Tode geweihte Schönheitspriesterin ganz Rußlands, die unrettbar unter der Blutdespotie zugrunde gehen muß. . . .

Als das elektrische Licht in der Zelle aufflamnte, sprang Nina Saworskaja wie in einer seltsamen Hypnose auf und begann sich hastig auszukleiden.

„Lassen Dich die „Kronsgänse“ nicht in Ruh?“ fragte eine der Gefangenen. Sie meinte, Nina wolle sich vom Ungeziefer befreien, das in ungeheuren Mengen hier nistete und auf das mehrere Mal am Tage Jagd gemacht wurde.

„Macht Platz, ich will tanzen!“ rief Nina Saworskaja in ungeduldig befehlendem Ton. Alle achtundzwanzig Gefangenen zogen sich ge-

horsam so weit wie möglich zurück, drückten sich an die Wände und so wurde die Mitte der Zelle frei. Wie eine vom Winde gewiegte, dufterfüllte Lilienblüte wuchs in dem freigeordneten Kreise Nina Jaworskajas Gestalt empor — weiß, elastisch und schlank. „Welch eine Schönheit! Welch ein Körper!“ so flüsterten die Arrestantinnen untereinander. „Jeder Kommissar würde glücklich sein, sie zur Geliebten zu haben.“ „Nun, diese stirbt lieber, als die Geliebte eines solchen Kerls zu werden,“ antwortete eine der Kontrerevolutionärinnen. Ihr Gespräch wurde von den Genossinnen unterbrochen, die Ruhe verlangten. Der Tanz hatte begonnen. . . .

„Ballett: Der sterbende Schwan. Musik von Saint-Saëns.“ So hätte im entsprechenden Falle auf dem Programm gestanden.

Hier gab es keine Musik. Aber Ninas Seele war erwacht. Das am Dnjestr Erlebte klang und sang in ihr — der süßlockende Duft des Weines, das leise Schilfsrauschen und die wehe Melodie des Schwanenliedes, welches vergebens einen Widerhall suchend über den dunklen Wassern verklang.

Ihr keuschester, hehrster Tanz war das. Unter den Zuschauern war kein wollüstiger,

begehrender Männerblick. Dieser Tanz war ein Mysterium, dessen Heiligkeit ihr harmonischer, göttlich schöner Körper offenbarte, getanzt im Angesicht des Todes. . . .

Wie eine Wunderblume erblühte die schimmernd weiße, jungfräuliche Gestalt der Tänzerin. Wie in der Ekstase eines inbrünstigen Gebets erstarrte sie im Centrum des kleinen Kreises. Von einem seltsamen Leuchten erfüllt waren ihre Augen an die Decke der Zelle geheftet. Mit ihren edlen, nach oben erhobenen Armen stand sie unbeweglich in Erwartung und Verwunderung, sie glich einer schlanken Marmorsäule. . . .

Dann begann sie ihren wunderbaren Tanz. Zuerst langsame, wiegende Körperhythmen. Sie selbst wurde zu einem ätherischen Wesen, das, wie eine Somnambule das Gefühl der Materie verloren hatte. Dann wurden die Bewegungen lebhafter, bestimmter. Wie im Traum, mit halbgeschlossenen Augen ging sie immer wieder im Kreise, als suche sie etwas, ihre schlanken, schmalen Finger schienen einen unsichtbaren Faden zu fassen. Weder Orchester, Harfe, Geige noch Klavier gaben ihren Bewegungen die Inspiration der Musik. Sie wuchsen aus ihrer grenzenlos tragischen Seelener-

schütterung empor, sie waren das Symbol für ihren Schmerz, der mit unbegrenzter Gewalt ihr ganzes Wesen erfüllte. Das, was sie tanzte, war ihr Lebewohl an das Leben, war das Leben selbst.

Fubelnder, sonniger Morgen. Der Tau glänzte wie Diamantenstaub auf Gräsern und duftenden Blüten. Der dunkle erwachende Wald rauschte im Morgenwehen. In der Sonne blüht silbern der Fluß, raschelnd umgibt ihn, dicht und grün, eine hohe Schilfmauer. Die Welt lockt und ruft in ihrer unermesslichen Märchenschönheit. Mit ihren geheimnisvollen, das kosmische Mysterium zeugenden Klängen, mit ihren Zaubersarben Und der weiße, stolze Schwan liebt diese Welt, durch die der Duft des gärenden Weins zieht, und dessen Atem die Menschenherzen mit Liebestrunkenheit und Jubelliedern füllt.

Doch die weihevollste Morgenstille zerreißt der Frevler eines blinden Wüterichs. Sein tödlicher Pfeil trifft das der Sonne zujauchzende Vogelherz. Dann bebt und wankt der nervöse Körper der Tänzerin. Der Todesflachsel traf ihr Herz. Der letzte Kampf beginnt, in dem alles, woran sie geglaubt, sterben muß, alles zugrunde

geht, dem sie wie in einem Schönheitstempel mit ihrem Körper Hymnen gesungen hat.

Damit unwürdige Augen seine letzte qualvolle Stunde nicht sehen, damit die unreinen Hände des Mörders seine schneeweißen Flügel nicht beflecken, strebt er nach dorthin, zum schwarzen Wasserstrudel, hinter die schützende Schiffsmauer.

Ein letzter ersterbender Flügelschlag. Die einsame, schilfumschattete Bucht ist erreicht. Ein schwerer Fall — und der stolze Segler der Lüfte sinkt nieder. Nur noch — Abschied nehmen vom kristallklaren Wasser, vom Weinduft, der heute durch die Welt zieht.

Nun sind Mina Jaworskajas Arme nicht mehr die Schwingen, die die Luft durchkreuzen, in ihr schweben. Beugend hängen sie herab wie zwei weiße, matte, sturmgebrochene Blüten.

Die Beine, die noch eben den sterbenden Körper trugen, der leisesten Regung folgten, sind jetzt zu schweren Kreuzstäben geworden, an denen der sterbende Körper einer Märtyrerin schlaff herabhängt.

Sie ist nur noch ein bis auf den Grund geleerter Marmorbecher, dessen berauschender Wein umsonst vergossen ist. Aller Lebenskraft ist ausgepreßt. Ausdruckslos liegt sie auf dem

kühlen Fußboden ausgestreckt; die regungslosen Arme weit von sich geworfen, den Kopf zur Seite geneigt — ist sie die Hülle von Rußlands gemordeter Seele.

Ein Begeisterungsrauschen ging durch die Zelle. Einige Frauen schluchzten laut, die Alten bekreuzigten sich, ein Junge rang in Verzweiflung die Hände, einige weinten hysterisch. . . .

Wera Schwarz half der Tänzerin ihre armen-
seligen Fesseln anlegen, sie schlang leidenschaft-
lich ihre Arme um Minas Hals, in ihren
großen, leid sprechenden Augen waren Tränen
und von heftiger Zärtlichkeit erfüllt streichelte
sie die Freundin: „Meine kleine arme Minotschka.
Mein lieber weißer Vogel . . . mein sterbender
Schwan.“

Immer enger schmiegte sich Mina Jawor-
skajas glühender Körper an sie. Die Span-
nung hatte nachgelassen und ihre verhaltene
Tränen brachen sich Bahn. Mitleid mit sich
selbst ergriff Mina — brennendes Heimweh
nach dem unausgelebten, unvollendeten Leben,
nach der wunderbaren ungenossenen Zukunft,
nach leuchtendem, kaum gegrüßtem Glück . . .

Aber nur einen Augenblick verlor sie die
Selbstbeherrschung, gleich wieder raffte sie sich

auf und nur flammende Verachtung und Bitterkeit gegen die Mörder von Rußlands weißer Seele erfüllte ihr Inneres. Furcht und Schmerz sollten ihre Fenster nicht sehen. Ihren Weg nach Golgatha wollte sie ungebrochen in vollster Schönheit gehen und lachend dem Tod ins Antlitz schauen . . .

Rofain, der Freudenstifter, betäubte wieder ihre Seele, gab Ruhe den aufgepeitschten Nerven, dem Geiste Vergessenheit. Vom Duft des jungen Weins durchtränkt, schimmerte tröstend noch das unerreichbar ferne Ufer der Freiheit.

* * *

Das große Kollegium hatte in der letzten Sitzung 45 Kontrerevolutionäre zum Tode verurteilt. Darunter waren diesmal nur drei Frauen. Und da der Vorsitzende der Tscheka, Deitsch, am selben Abend noch in einer anderen Sitzung zugegen sein mußte, gab er den Befehl, daß die Exekution diesmal mit der Erschießung der Frauen beginnen sollte.

Das war eine Ausnahme, die dem Fenster der Tscheka Mijska gar nicht gefallen wollte. Seine anormalen geschlechtlichen Gelüste pflegte er bei halblebendigen, im Todeskampf zuckenden Frauentörpern zu befriedigen. Darüber

zirkulierten in Odeſſa die ſchauerhafteſten Gerüchte. Sein Rausch und die gräßliche Begierde entſtanden erſt, nachdem er den Blut- und Gehirngeruch von mehreren Duzend Erſchoſſenen eingeatmet hatte.

Aber — Deitſch war ſein höchſter Vorgeſetzter, deſſen Befehle man ſklaviſch erfüllen mußte. Und außerdem — nach einer Woche gab es wieder eine Exekution.

Nina Jaworſkaja und Wera Schwarz verabſchiedeten ſich von ihren Genoſſinnen. Als man die beiden herauſrief, entſtand in der Zelle ein Sturm hysteriſcher Schreie und Ruſe. Die Tſchekeiſten beeilten ſich, die beiden in den Korridor hinauszuführen. Aus Erfahrung wußten ſie, daß bei einer Schar hysteriſcher Frauen weder Drohungen noch Mahnungen halfen.

Die beiden Freundinnen aber waren ruhig und kalt. Nur ein aufmerkſamer Beobachter hätte die Urſache ihrer Gleichgültigkeit aus dem übernatürlichen Glanz ihrer Augen feſtſtellen können.

Die Zelle verlaſſend, riß Jaworſkaja aus ihrem Hemdſaum die eingenähten Brillanten und verſchluckte ſie unbemerkt. Auch dieſer Schatz ſollte nicht in die Hände ihrer Henker kommen. Mögen ſie lieber zugrunde gehen, zuſammen

mit ihrer Leiche in einem der gährenden Massengräber.

Engumschlungen gingen beide — die Tänzerin und die Frau des Ministers.

„Gott sei Dank, daß sie uns zusammen abführen, so ist's um vieles leichter“, sagte Mina. Wie schwebend gingen sie durch den langen Korridor, in welchem jetzt Grabesstille herrschte. Nicht das kleinste Geräusch war zu hören. So war es immer: während der Exekution versank das ganze Haus wie in einen stummen Abgrund.

Ihre Zelle befand sich im vierten Stockwerk, und so mußten sie sechs endlose Treppen hinuntersteigen. Im Hof gesellte man ihnen noch eine Frau zu, die jegliches menschliche Aussehen verloren hatte. Die Angst vor dem Tode hatte sie gebrochen, schwankend schleppte sie sich vorwärts, auf den Arm eines Rotarmisten gestützt.

Als sie aber die beiden Gefährtinnen erblickte, verstummte ihr Wimmern, so seltsam wirkte die Ruhe der beiden auf sie.

Die Erschießung fand in der Automobilgarage dieses großen fünfstöckigen Hauses statt, dessen früherer Besitzer ein reicher Jude gewesen war. Wie in einen tiefen Keller mußte

man in die Garage hinabsteigen. Von der anderen Seite, zur Straße hin, war der Ausgang zu ebener Erde — da wartete schon ein Automobil mit einer Messingplattform. Da wurden die Leichen aufgestapelt, um zu ihrer letzten Ruhestätte, den riesigen Gruben am öden Meeresufer, geführt zu werden.

Den Hof mußte man noch überschreiten. Mina Jaworskaja blickte zum letztenmal zu ihrem gewesenen Gefängnis hinüber. Dunkel und düster stand der mächtige Steinriese in der Dämmerung. Auf strengen Befehl mußten während der Erschießung alle Fenster mit Läden verschlossen werden. Nur im fünften Stockwerk blinkte elektrisches Licht. Da befanden sich die Kanzlei und das Kabinett des Untersuchungsrichters, der die Verhafteten bisweilen die ganze Nacht hindurch verhörte. Besonders dann, wenn die Männer der Tscheka auf Hab und Gut der Gefangenen reflektierten.

In solchen Fällen mußte man mit dem formellen Verhör eilen, damit man das Zentrum vor ein fait accompli stellen konnte, ehe noch unnütze Gerüchte bis dorthin gelangt waren.

Die Nacht war dunkel und neblig. Durch die dichte Dämmerung schimmerten vereinzelt glanzlose Sterne.

Die drei Frauen traten in den Garagenvorraum. Dort erwarteten sie schon zwei höhere Tschekabeamte in dunkelgrünen Lederjoppen, mit tief ins Gesicht gerückten Ledermützen. Einer von ihnen hielt einen Stoß loser Blätter in der Hand — das war die Todesordre. Außer dem Namen des Verurteilten standen dort nur noch zwei rote Buchstaben: „R“ und „D“. Der erstere bedeutete „rastreljatj“ (erschießen), der zweite — war Deitschs Anfangsbuchstabe, und Deitsch war der allmächtige Vorsitzende der Tscheka und des großen Kollegiums.

Keine der drei Frauen wußte, daß dieses kleine Männlein mit dem aufgedunsenen, stumpfen Gesicht, dem stupiden Ausdruck, dem roten Portefeuille unter dem Arm Deitsch selbst war.

Ein halbes Duzend Soldaten mit ihren Gewehren stellte sich im Halbkreis um die Frauen, die man auf eine niedrige Bank setzte.

„Bis auf's Hemd ausziehen!“ klang der heisere Befehl des Tschekasekretärs.

„Barmherzigkeit! Verschonet mich! Begnadigung!“ schauerlich klangen die verzweifeltsten Schreie der dritten Frau. „Ich kann nicht Ich möchte leben!“

Das kalte, echohose Schweigen wurde von dem Fluchen eines Rotarmisten unterbrochen...

Nina Jaworſkaja hatte Bluſe und Rock abgeworfen.

„Nun ihr ſtinkenden Henker! Kommt ihr Lumpen, ich bin bereit!“ Sie wandte ſich zu Deitſch, der dicht neben ihr ſtand und ſpie ihm ins Geſicht. Da ſchlug ſie ein Rotarmiſt mit dem Gewehrkolben, doch ſie empfand nicht den geringſten Schmerz. Er ſtieß ſie zu der kleinen Thür, die in den Todeskorridor führte, in welchem ſchon der Henker Miſchka wartete. „Mörder, Henker!“ das waren ihre letzten Worte, mit welchen ſie ſelbſt die ſchmale Todestür aufriß und in den feuchten, nach Blut riechenden Raum trat, in dem ſchon Tausende Märtyrer geſtorben waren.

Ein kurzer, trockener Schuß . . . der weiße Schwan hatte ſeinen Lebensweg beendet. Sie fühlte nicht, wie Miſchka, der Henker, ſie um die Hüfte faßte, ſeine knorrigen Finger mit den verfrüppelten Nägeln in ihren noch warmen, elastiſchen Körper preßte, ihn zur Seite ſchleppte, um Platz für die nächſte Todeskandidatin zu machen.

Das war Wera Schwarz, die ebenſo ruhig und ſchnell wie ihre Vorgängerin ſtarb.

Nur bei der dritten, von Wahnsinnsfurien gepeitiſchten, aus vollem Halse ſchreienden, in

Krämpfen zuckenden Frau, kam Deitsch dazu, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Jetzt genoß er die Erregung, die ihn, den Sadisten, hierher getrieben hatte. Mischkas Krüppelhand zitterte, der erste Schuß ging fehl und er mußte mehrere Mal schießen . . .

Dann war die Sache mit den Frauen erledigt. Bei der Erschießung der Männer genügte die Anwesenheit des Kollegium-Sekretärs. Deitsch ging durch die Garage bis zum bereitstehenden Automobil. Wohlgefällig prüfte sein Auge die drei hingeworfenen Frauenleiber. Dann setzte er sich in sein modernes, komfortables Auto, um in eine wichtige Sitzung zu fahren. Er diente der kommunistischen Revolution, Rußlands Proletariatsdiktatur und erfüllte sein Amt mustergültig. Der Orden der roten Fahne harrte seiner. Er sollte ihn — wie authentische Quellen meldeten — aus Trozki's eigenen Händen empfangen.

Deitsch's bequemes weichgepolstertes Auto hatte man bei einem russischen Großkaufmann requiriert, der in ganz Süd-Rußland durch seine Verschwendungen, Ausschweifungen und Orgien, die er in allen größeren Städten, besonders in Odessa mit einer Schar Favoriten veranstaltete, berühmt war.

Dieses Automobil hatte eine Maschinerie, die, wenn man sie aufzog, den Matziche spielte. Der Chauffeur wußte, daß man dies lustige Stück nur dann spielen durfte, wenn der Herr und Gebieter besonders guter Laune war.

Als er nun Deitsch's vergnügtes Grinsen sah, drückte er den Knopf und von einer übermütigen Musik begleitet, fuhren sie über die breite, stille, wie ausgestorbene Straße, um die schwerwiegenden Aufgaben des proletarischen Staates zu erfüllen.

Die in der Garage arbeitende Schlacht-Maschine, genannt Tscheka, arbeitete emsig und ruhig weiter. Ein Schuß nach dem andern krachte, und in dies Geräusch mischten sich die Verzweiflungsschreie, das Wimmern und Stöhnen der Sterbenden. Aber oben in den vollgestopften Zellen drückten sich die bleichen, bebenden Opfer aneinander. Sie lauschten der Höllenmusik, bei jedem neuen Geräusch zusammenzuckend. Sie bekreuzigten sich, mit fiebernden Lippen irre, zusammenhanglose Worte stammelnd. Flüche oder Gebete? — wer kann das sagen?

Eduard Wulfs

Der junge Herr Robert

Aus dem Lettischen übertragen

von

R. Schiller.

Eduard Bulfs (geb. 1886 in Kur-
land, gest. 1919 in Riga) gehört der neu-
romantischen Schule an, aber, dank seiner
gut wiedergegebenen Beobachtungen und sei-
nes launigen Humors, steht er auch den
Realisten nicht fern.

Er hat sich hauptsächlich auf dem Ge-
biete der Lyrik und des Dramas versucht.
Als das wertvollste seiner dramatischen
Werke gilt der Zweiakter „Die rosigen
Tage“. Außerdem hat er Alexej Tolstoj's
Tragödie „Der Tod Iwan des Schreck-
lichen“ ins Lettische übertragen. Er hat
aber auch, hauptsächlich in seinen letzten
Lebensjahren, eine ganze Reihe kurzer Er-
zählungen geschrieben.

In seine Erzählungen, die zum Teil
humoristischen Inhaltes sind, bietet er treff-
liche kleine Schilderungen aus dem Leben
der bürgerlichen Kreise und berührt in
ihnen verschiedene ethische und psychologi-
sche Probleme, ohne sie jedoch bis in ihre
Tiefen zu erschöpfen. Seine Sprache ist
leicht und fließend, stellenweise von einem
anmutigen Humor durchsetzt.



Als es bekannt wurde, daß sie bald Mutter sein sollte, wurde sie von den Herrschaften davon-gejagt. Man öffnete die Küchentür, warf zuerst ihr Körbchen mit Wäsche auf den Hof, dann ein Paar Sonntagsstiefel, drückte ihr vier Rubel (ihr Gehalt für den letzten Monat) in die Hand und stieß zuletzt auch sie über die Schwelle hinaus.

Es war ein sonniger Tag. Die Sonnenstrahlen huschten über die runden, weißen Steine des Hofes, die Wasserpfügen trockneten und dampften, aber alle vier Hofseiten des großen, hohen Hauses schienen so kühl, feierlich und unzugänglich.

Minna setzte sich auf ihren Korb an der Wand hin, nahm das hinausgeworfene Paar Stiefel in die Hand und stierte, den Kopf an die Wand gelehnt, vor sich hin. Vor Kummer zu weinen, das hatte sie nie verstanden. Tränen kamen ihr nur vor Freude und Glück in die Augen. So hatte sie, wie wahnsinnig damals geweint, als der junge Herr Robert sie das erste Mal küßte.

Dieser schlanke Jüngling gefiel Minna sehr. Seine Augen waren tiefblau und immer voll Leben. Auch war er durchaus nicht so aufgeblasen und stolz wie alle anderen Glieder aus seiner Familie. Minna redete er mit „Sie“ an, schalt sie nie; und dreimal hatte er sie sogar mit Schokolade bewirtet.

Die Männer waren Minna gleichgültig. Sie war eine ängstliche, sanftmütige Natur, und ihr schien es, als seien die Männer höhere, stärkere und größere Wesen, als die Frauen. Sie hätte Peter, dem Sohne des Hausmannes, einem kräftigen Jünglinge, die Hände vor Hochachtung küssen können. So erhaben über sie erschien der ihr.

Anderer Natur waren die Gefühle für den jungen Herrn Robert, die sich in Minnas Herz stahlen. Sie empfand ihm gegenüber nicht kalte Hochachtung, sondern irgendetwas Weicheres, etwas Traurig-Liebes. Wenn der junge Herr Robert des Nachts nicht zu Hause war, dann konnte Minna nicht einschlafen. Sie lag mit offenen Augen im Bette und horchte aufmerksam in die Dunkelheit, ob auf dem Hofe nicht Tritte ertönen, ob nicht der Schlüssel im Schlosse raselte, ob nicht des Herrn Robert Lackstiefel knarrien.

Wenn ihre Erwartungen eintrafen, dann legte sie sich bequem auf ihrem Strohsack zurück und genoß jeden Schritt, jeden Atemzug von Herrn Roberts Lippen, während er durch die Küche ging.

Dann schloß sich die Zimmertür; Herr Robert ging durch den Saal in seine Stube. Minna hörte noch, wie er sich auskleidete, wie er seine Stiefel abzog, eine Zigarette anzündete, irgend einen lustigen modernen Schlager leise pfiß und dann die Lampe auslöschte. Dann wurde ihr so leicht und gut, und ruhig schloß sie ein.

In jenen Nächten, wenn der junge Herr Robert nicht nach Hause kam, hatte Minna solch ein banges Gefühl im Herzen. Sie bildete sich ein, daß ihm irgendein Unglück zugestoßen sei, daß ein wildgewordenes Pferd ihn aus dem Wagen geworfen habe, und daß er zer schlagen im Krankenhause liege, daß er im Zweikampfe erschossen sei, oder daß er von Räubern ermordet worden. Dann war ihr immer so, als ob sich gleich die Thür öffnen müßte und jemand den Herrn Robert tot oder schwerverwundet hereintragen würde.

Aber dem jungen Herrn Robert geschah nichts. Er war gewandt, verstand das allerwildeste Pferd zu bändigen, schoß wie selten jemand

und auch vor Räubern brauchte er sich nicht zu fürchten, denn er fuhr bloß im Centrum der Stadt von einem Feste zum andern.

Der junge Herr Robert war ein gutherziger, aber leichtsinniger Mensch. Er warf mit Geld um sich, kaufte seinen drei Geliebten, Ballett- und Zirkustänzerinnen, die schönsten Sachen und übertraf alle seine Kameraden durch die Höhe der beim Kartenspiel verlorenen Beträge. Durch seinen übermäßigen Lebensgenuß hatte er sich schon fast die Schwindsucht geholt. Er wußte das; aber da er einen anderen Lebenswandel für unerträglich hielt, tollte er umso mehr, oder fuhr, wie er zu sagen pflegte, „mit dem Champagnerglase in der Hand zur Hölle“.

Die Frauen liebte und achtete er nicht und gab sich mit ihnen nur deshalb so viel ab, um die Gelüste seines Fleisches zu befriedigen. In jenen Kreisen, in denen er verkehrte, waren alle Frauen zu haben, und deshalb konnte er sie nicht achten. Er glaubte schon lange nicht mehr an die Tugend der Frauen, und als er einmal seine hochmütige, eingebilddete Schwester Helene, die nur von Grafen und Fürsten schwärmte, in den Armen eines ihm bekannten Kavallerie-offiziers überraschte, reichte er ihm zuerst freundlich die Hand und sagte lächelnd: „Ich wünsche

dir Glück zur Einnahme der unüberwindlichen Festung. Ich ernenne dich zu Erzellenz Amors erstem und einzigem General der Kavallerie". Aber dann forderte er ihn, als ein echter Gentleman. Im Zweikampfe wurde der Offizier schwer verwundet, und ein Jahr später starb er in Rislowodsk; aber für Robert lief die Sache, dank der hohen Verbindungen seines Vaters, glatt und ohne Folgen ab.

Robert war schon mehrere Mal nahe daran zu heiraten, d. h., nicht: er wollte heiraten, sondern seine Eltern hatten ihn mit irgendeinem „aristokratischen“ Fräulein verbinden wollen. Roberts Vater hatte Geld, Titel und Verbindungen, das heißt alles, was notwendig ist, um Karriere zu machen und eine „aristokratische“ Ehe einzugehen. Aber Robert hatte sich auf soetwas nicht eingelassen. In einem Falle fand er, daß seine zukünftige Verlobte zu alt sei, im andern Falle gefiel ihm deren Verhältnis mit einem italienischen Sängernicht, u. s. w.

Frauen aus ärmeren, oder vielmehr weniger reichen Stände kannte der junge Herr Robert nicht. Einmal war ihm einfach durch Zufall, in einem Restaurant mit Sonderzimmern, die Tochter einer Elementarschullehrerin in die Hände geraten. Aber die war ja durchaus nicht

besser, als die Frauen aus seinen Kreisen, wenn sie es für möglich hielt, sich für Geld in einem Restaurant feilzubieten.

Seine Verachtung und Abneigung den Frauen gegenüber trug Robert im Kreise seiner Freunde offen zur Schau. Als einst in einer fröhlichen Gesellschaft die Rede von einer in bürgerlichen Kreisen allgemein bekannten Schönen war, deren Unzugänglichkeit überall gerühmt wurde, schüttelte Robert den Kopf und sagte:

„Ich glaub es nicht. Sie sind alle zu haben.“

„Du großer Don Juan traust wohl überhaupt keiner Frau?“

„Bei Gott, das tu ich nicht... Oder vielleicht doch...“

Und er lachte auf.

„Von allen Frauen traue ich einer — Minna, dem Dienstmädchen meiner Mutter. Ich bin bereit zu wetten, daß die noch von keinem Manne berührt ist. Oher würde ich sie oder dein Dienstmädchen zur Frau nehmen, als eine von diesen ausgeputzten, verdorbenen, üppigen und hohlen Gänsen aus unseren Kreisen“.

Und in diesen Worten lag viel Wahrheit. Die Natur des jungen Herrn Robert war exzentrisch, und er pflegte auf der Realisierung einer

augenblicklichen Idee mit großer Hartnäckigkeit zu bestehen. Daher wäre es durchaus nichts Unmögliches gewesen, wenn dieser Sprößling einer geachteten, reichen Bürgerfamilie seinen Eltern eines Tages erklärt hätte, daß er eine Frau aus den „unteren Schichten“ zu heiraten gedenke, welche in den Augen seiner Eltern bloß ein bedauernswertes Geschöpf war.

Was dann geschehen wäre, läßt sich schwer voraussagen, aber jedenfalls hätte es einen sehr großen Skandal gegeben. Vielleicht hätte der Vater den Sohn vertrieben, ihn enterbt und ihm verboten, den Fuß über die Schwelle des elterlichen Hauses zu setzen!.. Aber was wäre dabei!..

Der junge Herr Robert besaß eine große Erbschaft von irgendeinem Verwandten, dessen Liebling er gewesen war, und wenn er aus seinem Vaterhause losgekommen wäre, hätte er bloß freier aufgeatmet.

Vielleicht hätte er einen Teil seiner Habe den Armen gegeben, so wie er es einmal allen Ernstes behauptet hatte. Und mit der übriggebliebenen Summe hätte er ein Geschäft eröffnet und darin als achtbarer und ehrwürdiger Familienvater gearbeitet, der mit sanftem Lächeln auf seine tollen Jugendjahre zurücksah.

Es kann sein... Aber vieles kann sein, und das Aufzählen aller Möglichkeiten würde zu viel Raum und Zeit beanspruchen. Wir wollen bei der Ueberzeugung bleiben, daß die guten Eigenschaften, deren er viel mehr besaß als schlechte, in des jungen Herrn Robert Herzen überhand genommen hätten und er dem Winke feines guten Engels gefolgt wäre.

Aber wie war denn eigentlich diese Geschichte mit der Minna entstanden? Sehr einfach.

Minna hatte große, traurig-tiefe Augen, die immer träumerisch irgendwohin in's Weite schauten, als wenn sie ewige Wunder entdecken würden. Das ganze Wesen dieses naiven, einfachen Mädchens spiegelte sich in ihren Augen wider, und wenn jemand sie anblickte, dann sah er nur diese Augen und behielt sie lange im Gedächtnis. Schon damals, vor zwei Jahren, als Minna den Dienst bei Roberts Eltern antrat, war letzterer auf sie aufmerksam geworden und hatte seiner Mutter gesagt: „Mama, dieses Mädchen hat solche Augen, wie jene idealen Frauen, welche in den sentimentalen deutschen Romanen vorkommen“.

Minna hörte diese Worte, aber sie wußte nicht, ob sie Gutes oder Schlechtes, Ernst oder Scherz bedeuteten. Mit derselben Unwissenheit

nahm sie des jungen Herrn Robert folgende Freundlichkeitsbeweise auf, seine reichlichen Trinkgelder am Ende des Monats und verschiedene Geschenke, die er, wie er zu sagen pflegte, in Krambuden gekauft hatte, um seine Fünfundzwanzigrubelscheine zu wechseln, und die er Minna heimlich überreichte.

Einmal des Nachts, als der junge Herr Robert angeheitert aus dem Klub nach Hause kam, und Minna ihm die Thür öffnete, faßte er sie um die Hüfte und küßte sie; Minna stieß einen unterdrückten Schrei aus und riß sich von ihm los, denn der junge Herr Robert roch sehr nach Alkohol.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, und so fand Minna an des Herrn Robert Liebkosungen mit der Zeit sogar großes Wohlgefallen. Sicher waren sie nicht böse gemeint. Und als sie einmal in einen plötzlichen Leidenschaftsausbruch ausarteten, da kam alles so unerwartet, unwiderstehlich und instinktiv, so daß der junge Herr Robert, ganz seine Selbstbeherrschung verlierend, nicht wußte, was er tat.

Und Minna gab sich ihm hin, naiv und sanft, wie immer. Sie dachte irgendetwas, glaubte an irgendetwas, aber wenn jemand sie gefragt hätte: woran? — so hätte sie keine Antwort gewußt.

Der junge Herr Robert fühlte sich mehrere Tage lang sehr ungemüthlich. Solch einen moralischen Katzenjammer hatte er seit langer Zeit nicht gehabt. Minna war ein so gutes, herzliches Mädchen, und der junge Herr Robert beschloß, die Eltern auf jeden Fall zu überreden, daß sie ihr für ihren Eifer zwei Rubel zum Monatsgehalt zulegt.

O, der junge Herr Robert hatte ein gutes und weiches Herz. Wenn er wußte, daß Minna hier allein in der Mitte des Hofes sitzt und nicht weiß, was sie anfangen soll, so würde er sicher sofort zu ihr eilen und wieder alles zum Besten kehren. Er versteht das, er versteht es, sich so zu benehmen, daß alle ihm gehorchen und seinen Willen tun.

Solche Gedanken kamen auch Minna in den Sinn, aber sie hielt sich nicht lange mit ihnen auf. Sie war überzeugt, daß der junge Herr nicht zu Hause sei, und deshalb beabsichtigte sie, noch ein Weilchen hier zu sitzen, sich zu erholen, ein wenig zu trauern und sich dann in eine der Vorstädte zu begeben, wo eine alte Frau lebte, eine entfernte Verwandte ihrer verstorbenen Mutter — der einzige ihr nahe stehende Mensch auf der Welt.

Noch heller wurden die Sonnenstrahlen, noch bunter ihr Tanz auf dem Hofe. Indem Minna

diesem Spiele des Lichtes zuschaute, vergaß sie die ganze Umgebung. Sie empfand nicht mehr, daß sie betrogen, beschämt und auf die Straße hinausgeworfen ist: ihr war so warm und angenehm.

Die Turmuhr der nahen Kirche schlug zwölf. Das erinnerte Minna daran, daß sie sich auf den Weg machen müsse. Sie erhob sich langsam, nahm gleichgültig ihr Bindel in die Hand und wollte eben durch die große eiserne Pforte hinausgehen, als ein Zweigespann dort vorfuhr und der junge Herr Robert und noch ein anderer, mit einem Farbendeckel, aus dem Wagen stiegen. Der Cylinder des jungen Herrn Robert war ihm auf den Nacken gerutscht, die Haare auf der Stirn waren verwirrt und die Augen so erloschen und müde. „Wieder hat er getrunken...“ dachte Minna, „ein guter Mensch, aber solch ein Laugenichts...“

Der junge Herr Robert bemerkte Minna nicht; mit sonderbaren Schritten, sich zusammennehmend, um seinen Rausch zu verbergen, ging er durch die Pforte. Ihm folgte sein farbentragender Genosse. Als letzterer Minna erblickte, lachte er sie an, umarmte und küßte sie. Minna schrie auf; als Robert den Schrei hörte, blieb er stehen und rief seinem Genossen etwas zu. Er

erblickte Minnas Bündel und fragte, wohin sie gehe.

Minna erwiderte einfach und faßt, daß sie entlassen sei.

Das war für den jungen Herrn Robert eine Ueberraschung. Sein Rausch schien plötzlich vergangen zu sein; er begriff die Situation, fühlte, daß er hier helfen müsse und sagte Minna:

„Warte, Minna. Ich werde gehen und mich mit den Eltern aussprechen. Fürchte dich nicht. Du wirst bestimmt wieder angenommen werden. Und wenn du auch etwas Schlechtes getan hättest, so muß man es dir verzeihen: das wäre das erste Mal gewesen, seit du bei uns dienst. Komm nur mit, ich werde versuchen, alles zum Besten zu kehren...“

Der junge Herr Robert eilte zusammen mit seinem etwas beschämten Genossen die Treppe hinauf; Minna wagte ihm nicht zu folgen und blieb wartend auf dem Hofe zurück, ihr Bündel in der Hand haltend.

Sie glaubte nicht recht daran, daß in dieser Angelegenheit etwas zu ändern sei: Des jungen Herrn Robert Mutter kann doch kein Dienstmädchen mit einem Kinde halten... So etwas kann doch wahrscheinlich nicht sein. Das Stubenmädchen des Advokaten Brenner, die in dem=

selben Hause lebte, und die Minnas Zustand als erste bemerkt hatte, war sogleich mit ihrem Räte zur Hand gewesen und hatte ihr gesagt, daß sie den jungen Herrn Robert beim Gerichte verklagen soll, dann würde sie eine jährliche Unterstützung erhalten. Sie hatte Minna sogar einen „Atfokaten“ empfohlen, den man in der Bierbude an der Ecke antreffen könne, und der allerlei Prozesse zu führen verstehe. Aber Minna hatte diesen Rat als undurchführbar zurückgewiesen. Ihr wurde schon bange, wenn sie überhaupt an Gerichte dachte; wie sollte sie sich nun sogar selbst darin verwickeln. Und ist denn der junge Herr Robert allein schuld? zum Teil doch auch sie selbst — weshalb ließ sie sich betrügen?

Eine Schande ist es ja, das ist wahr, unverheiratet Mutter zu werden; aber muß man sich denn eines Kindes wegen schämen? So dachte Minna bei sich. Ich würde ihm eine gute Mutter sein, würde es lieben und so erziehen, daß es sich vor niemand zu schämen braucht...

Und in Gedanken sah sie auf ihrem Schoße einen goldlockigen Knaben, der die Hände ausstreckt und ihr entgegenlächelt. Ein Knabe wird es sein, daran zweifelte sie nicht.

Solche und ähnliche Gedanken mengten sich in Minnas Kopf, und sie lächelte still vor sich

hin. Einige Vorübergehende blieben stehen, sahen sie verwundert an und gingen weiter. Einige redeten sie sogar an, aber Minna hörte sie nicht.

Aus ihren Träumen weckte sie ein sonderbarer Lärm, der aus dem zur Straße gelegenen Hause kam. Minna begann zu hordchen, der Lärm kam aus der Wohnung ihres gewesenen Herrn. So als ob jemand fluchte, als ob jemand weinte; aber jemand anders wieder schrie und schimpfte. Plötzlich öffnete sich die Thür zum Hofe und der junge Herr Robert lief durch sie hinaus. Ihm hinterdrein lief sein Vater, die grauen Haare verwirrt, mit flammenden Augen und einem Stocke in der Hand.

Die eine Wange des jungen Herrn Robert war blutig, als wenn er einen Schlag erhalten hätte; aber der Vater schrie:

„Ich werde dich todschlagen. Eine Dirne im Hause behalten! Meinen ehrlichen Namen willst du beflecken, in's Grab willst du mich treiben Ungeheuer!“

Und wieder jauste der Stocck durch die Luft. Er traf aber nicht, sondern schlug gegen die Wand.

Minna stand, wie vom Blitz getroffen, und begriff nicht, was das bedeutete.

Sie sah bloß des jungen Herrn Robert wahn-
sinnigen Gesichtsausdruck, seinen bloßen Kopf
mit dem breiten roten Streifen über das bleiche
Gesicht. Minna wollte sich zwischen Vater und
Sohn werfen, weinen und schreien, daß sie sich
beherrschen sollen, aber die Füße gehorchten
ihr nicht... An den Fenstern erschienen die Köp-
fe einiger Neugieriger; sie schrien, riefen, spra-
chen etwas...

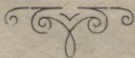
Plötzlich griff der junge Herr Robert in die
Tasche, zog etwas hervor, streckte die Hand aus.
Ein Schuß ertönte. Minna wurde von einer
wahn sinnigen Angst befallen. Sie lief in die
Richtung der Straße, fiel bei der Pforte hin, er-
hor sich und lief wieder weiter, als wenn je-
mand sie verfolgen würde...

Gegen Abend fand sie sich müde und abgequält
bei ihrer Anverwandten ein. Die gute Alte ver-
suchte aus ihr herauszubekommen, was vorge-
fallen sei, aber Minna konnte an jenem Abend
nichts über die Lippen bringen. Sie saß, schaute
mit ihren großen Augen steif vor sich hin und
seufzte von Zeit zu Zeit.

Nach einiger Zeit gebar Minna einen gesun-
den, rothigen Knaben. Ihre Anverwandte pfleg-
te sie gut, und bald war sie wieder auf den Bei-
nen.

Und als die Hauswirthin ihr eines Tages erzählte, sie habe in der Zeitung gelesen, daß ihr gewesener Herr plötzlich gestorben und der junge Herr Robert verhaftet sei, dachte Minna lange nach, aus welchem Grunde das wohl geschehen sei? Des eitlen Geldes wegen? Und weshalb hatte wohl damals der junge Herr Robert sich so wahnwitzig gebärdet? Er tat Minna so schrecklich leid. So ein guter junger Herr...

Einmal wollte sie ihn sogar im Gefängnis besuchen, aber sie konnte nicht herausbekommen, wo er sich befand. Und damals weinte Minna das erste Mal vorummer. Sie war so unaussprechlich betrübt und irgendetwas im Herzen schmerzte.



Das neue Geleß

Ein Märchen

von

Jahnis Eßerinsch.

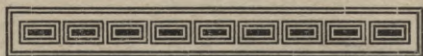
Berechtigte Übertragung aus dem Lettischen

von

Senta Mauringa.

Jahnis Eserinsch, geb. 1891, steht in der ersten Reihe der jüngern lettischen Erzähler. Er versteht es in seinen Novellen den Leser sowohl durch die gedrängte lebhafteste Darstellungsform als auch durch den Ideeninhalt zu fesseln. Sein Stil ist ruhig und klar, und seine farben- und bildreiche Sprache fließt leicht und glott dahin. Eine jede der Novellen ist ein einheitliches künstlerisch abgetöntes Ganze. Eserinsch's Wesen besteht aus einer glücklichen Mischung von Romantik und Realist: zunächst herrschte wohl die erste mit dem Ueberwiegen der Welt der Sehnsucht und der Gefühle vor, aber immer mehr und mehr läutert sie sich zu klarem Anschauen der Wirklichkeit.

Eserinsch hat folgende Novellenbände erscheinen lassen: „Dzešminecks un welns“ (Sänger und Teufel), „Fantastiška nowele un žiti“ (Die phantastische Novelle u. a.), „Majestates kasmēs“ (In den Kasernen Seiner Majestät) und der vom Kulturfonds preisgekrönte Band „Veierkaste“ (Der Veierkasten).



Es ritten die Freier auf schwarzen Rossen, dann aber kam einer auf einem „weißen“, und das war der rechte. Die Königstochter gab ihm ihre Hand, der König sein Reich und die ganze Erde atmete Glück, unendlich süß berauschendes. Ich lausche diesen seligen Märchen und mein Herz wird leicht und froh, denn ich glaube ihnen ebenso wie der Sonne im Sommer. Es gibt aber auch Geschichten, von denen die Nächte lang werden und die Augen gen Morgen zufallen. Ich muß an das Märchen vom Herzen denken, das ein Jüngling auf einem Berge fortwarf, nachdem er seine Brust grausam gespalten hatte. Dieses Märchen gehört jenen Zeiten an, als es noch in allen Ländern Könige, Prinzessinen und Minister gab, und fängt so an:

In der Mitte der Erde stand das Königsschloß, Gärten umgaben es, und Wege führten nach allen Himmelsrichtungen. Sie führten bis zu den großen Wäldern, die um das Königreich üppig grüntem und hinter denen es andere Leute und Länder gab, wie es sich schon in Wirklichkeit gehört. Aber in den Wäldern hausten viele

bunte Vögel und andere Tiere. Jagdgetöse klang den ganzen Tag hindurch und verstummte nur am Abend. Der König selbst mit seinem Gefolge streifte durch den Wald, um seinen von den Staatsgeschäften müden Geist zu erfrischen, und die wilden Tiere ebenso genau kennen zu lernen, wie er alle seine Untertanen kannte. Aber auch im Pfeilschießen wollte er sich üben, denn Kriegeskunst besitzt ein König nie genug.

Als der Hochzeitstag der Prinzessin vor der Thür stand, begab sich der König mit seinem ganzen Hofstaat in den Wald, um Girsche, Rehe und Balddähne zum Festmahl zu erlegen. Schon viele Tage verweilte er im Dickicht und die Prinzessin mit ihren Gespielinnen wurde im Erwarten ungeduldig. Immer häufiger stieg Alda — so hieß die Königstochter — auf den Berg, der unweit des Schloßgartens sich erhob. Sie spähte in die Ferne, aber vergebens, die Jäger kehrten nicht heim. Doch der Berg war so hoch, daß man ihn immer wieder emporsteigen wollte, auch wenn man nichts erblicken konnte.

Als sie wieder einmal oben war, hörte sie, vom Rauschen der Quelle gedämpft, seltsam fremde Laute. War das ein Vogel, oder ein Baum im Winde? Die Prinzessin ging nach jener

Seite, von wo die Stimme kam und erblickte an der Quelle einen Jüngling. Er lag im Grase, wie der Allmächtige selbst, schwang die Arme in der Luft und sang. Als er die Prinzessin erblickte, sprang er auf und sah sie voll Erstaunen an.

Diese Begegnung war so unerwartet, daß sie an einander wohl vorübergegangen wären, wenn sie nicht beide so jung, so schön und — ganz allein auf diesem Berg gewesen wären.

Und so kam es, daß er unter dem großen blauen Himmel nichts anderes wußte, als sich ihr zu nähern, ihre Hand zu erfassen und zu sagen: „Solange Sie auf dieser Höhe weilen, steht der Berg und ich Ihnen zur Verfügung“.

Stumm wunderte sich die Prinzessin. Dieser Fremde sprach wie ein Erwachsener, aber seine Stimme war die eines Kindes, und auf der ganzen Welt lachte niemand so wie er.

Und je länger er in ihrer Nähe war, desto einfältiger schien er ihr. Und sie verlor jegliche Scheu. Sie entzog nicht ihre Hand, die er immer fester an seine Brust preßte, so daß sie das leise Pochen da drinnen fühlte und es war, als flattere jemand ängstlich unter ihren Fingern.

„Was ist das?“ fragte die Prinzessin. „Ist ein Heupferdchen hinter dein Hemd gekrochen? Bekst es nicht?“ —

Lächelnd sah der Jüngling in ihre Augen.

„Meinst Du das, was da rumort? Was aus der Gefangenschaft zu fliehen versucht?“ —

„Ja. Was ist das? Eine Grille? Oder ein brauner Maikäfer?“

Noch fester zog er ihre Hand an sich und sagte dann leise:

„Das Herz“.

„Ein Herz? Was ist das ein Herz?“

Oh! sie noch ihre Hand fortgezogen hatte, umfaßte er die Prinzessin und drehte sich übermütig mit ihr im Kreise. Als er aber Schreck in ihrem kleinen Gesicht sah, gab er sie frei und blieb mit erhobenen Händen vor ihr stehen.

„Ein Herz, das ist das unvernünftigste Ding der Welt. Man will im Blütenmeer liegen, rufen, singen, mit Wind und Wolken sprechen, und küssen und von sich stoßen, zertrümmern und neu wieder bauen.“

Schau, welch ein Sonderling, dachte die Prinzessin und sagte: „Ich habe kein Herz.“

„Ich weiß es. Hier hat niemand ein Herz. Bei euch gibt es aber Menschen, die mit ihrer Klugheit alle andern Länder übertreffen.“ —

„Woher bist Du?“ — „Ich?“ und der Jüngling zeigte auf die weiten Wälder. „Dorthin muß ich wieder zurück.“

„Geh noch nicht,“ sagte die Prinzessin, denn der Fremde hatte ihr Vertrauen schon gewonnen, „komm mit mir. Sobald der König zurück ist, feiere ich Hochzeit. Bleib zu meiner Hochzeit.“

Da wunderte sich der Jüngling

„Wie, bist Du die junge Alba?“ — „Ja, so heiße ich.“

„Ach so,“ rief der Fremde, und den Kuß, den er in seinem Uebermut ihr zugebracht hatte, gab er dem Wind. „Aber Dein Bräutigam?“

„Ist Prinz Ned, der Freund meines Vaters.“

„Liebst Du ihn?“

„Ich verstehe nicht, was Du fragst. Ich kenne ihn.“

„Nein, nein, ich wollte fragen, gefällt er Dir, ist er schön?“

„Er ist klug. Er kennt alle Sterne am Himmel. Aber mein Vater kennt alle Untertanen.“

Als sie nun so geplaudert hatten, schien es der Prinzessin, als verstünde der Fremde von all ihren Worten nichts. Sie war ungehalten über ihn, über sein einsfältiges Schweigen.

Sie wollte, er sollte sie wieder an den Händen fassen, lachen und singen. Ja, das ist doch etwas Außerordentliches, wenn jemand so ohne jeglichen Grund seine Mühe in die Luft wirft, die Arme ausbreitet und aus voller Stimme ruft.

Aber stumm schaute er sie nur an. Da fragte sie schließlich: „Fremdling was hast Du im Sinn?“ — „Dich“, erwiderte er, „und schwer ist mein Herz“.

„Ich habe kein Herz. Gib mir Deins.“

„Daran dachte ich schon. Zu Deiner Hochzeit muß ich Dir doch etwas schenken.“

Und als er das gesagt hatte, umarmte er die Prinzessin, küßte sie und warf sich dann auf den scharfen Felsenrand.

Seine Brust war gespalten, er nahm sein Herz und reichte es, heiß und blutend, der Prinzessin. Er selbst aber verschwand im Gestrüpp, damit die Königstochter seinen Tod nicht sehe.

Sie war wie benommen und kam erst zu sich, als etwas geheimnisvoll in ihr zu klopfen begann. Ein süßer Schauer durchfuhr sie. Und als sie die Augen öffnete, schien alles neu und fremd, die ganze Welt war eine andere — oben blau, unten grün, Vögel, Sonne und aufziehendes Gewitter. Ihr eigener Atem berauschte sie und sie fühlte ein seltsames Verlangen emporzuschweben. Sie breitete die Arme aus und jubelte den Wundern im Osten und Westen zu. Marienkäferchen krochen über den Weg, das Gras neigte sich zu ihren Füßen und die Ebereiche beugte sich zu ihr herab. Was war geschehen?

fragte sie sich selbst, die Hand auf's Herz legend und erröthete in ihrer Frage.

In der Ferne erklang das Jagdhorn und die Prinzessin sah die Jäger kommen.

So also klangen Hörner! Ihr Klang verschmolz mit Winden und Wolken und strömte als fröhlicher Regenschauer herab. Prinz Med kehrte heim!

Alba stieg vom Berg hinab, ihre Schritte waren leicht und ihre Gedanken wie der weiße Tag. Aber diese steile Höhe sah sie zum ersten Mal. Ihre Schritte wurden langsamer wie bei allen, die durch Wunder schreiten. Und als sie hinab gekommen war, lockten sie die Wiesen dahin, wo der Fluß im Grün sich verlor und große Libellen schimmerten. Sie pflückte blühende Feuerblumen und erschrak ob ihrer eigenen That; sie zählte nicht die Blütenblätter, wie ihr Lehrer, einer der Weisen des Landes, sie gelehrt hatte, sie berührte mit den gelben Flammen ihr Gesicht, bis die Wangen brannten.

Vor Glück sank sie ins Gras, barg ihren Kopf in die hohen Halme und wo ihre Augen geruht hatten, schimmerte silberner Tau in grünen Bechern. So schön war die Erde und alles was auf ihr lebte und wuchs.

Es war schon Abend, als sie mit duftenden Blüten im Arm und Haar im Schloß erschien. Hell brannten die Lichter im Krönungssaal und alle Höflinge waren versammelt. Wie schwebend glitt die Prinzessin herein und allen warf sie Blumen zu. Im ersten Augenblick erkannte der Hof sie nicht, so lebendig war ihr Antlig. Auf ihren Wangen glühte noch der Sonnenuntergang, aber ihre Lippen jubelten Begrüßungsworte. Sie reichte ihrem Geliebten die mitgebrachten Blüten und schmückte im Uebermut den Herrscherpurpur ihres Vaters.

„König,“ sagte sie, „ich war in den Auen und habe Euch göttliche Blumen gebracht. Heute hat die Welt sich erneut, fühlt ihr das nicht?“

Eine Bewegung ging durch die Höflinge. Der dicke Minister, der unweit vom königlichen Schwiegerohn stand, rutschte einen Schritt näher.

„Eure Hoheit,“ flüsterte er geheimnisvoll dem Prinzen zu, „mir scheint, die Prinzessin ist krank. Ich darf es nicht annehmen, aber ich glaube, sie hat den Verstand verloren.“

Und bald forschte flüsternd der ganze Hof danach. Nur der König schwieg in schwerer Herrscherruhe. Die Prinzessin hörte nichts, zutraulich hatte sie sich an den Vater geschniegt. Als

sie aber in sein Gesicht schaute, war es wie aus Metall gegossen. Sie schrak zusammen und suchte in den anderen Gesichtern, aber alle waren gleichmäßig starr, und die geschenkten Blüten waren wie auf steinerne Klippen gefallen. Alle Lippen sprachen Unverständliches, die Stirnen waren in tiefe Falten gelegt und leblos hingen die Arme herab. Ach, das hatte sie nicht erwartet!

„Was ist Euch geschehen?“ fragte sie wehmüthig. Sie ahnte nicht, daß das dieselben alten, klugen und koltblütigen Höflinge waren, deren Stirne vor Gedankenfülle anschwell, aber die Brust vor Leere einsiel. In ihrer Mitte gab es viele gelehrte Männer, verschiedene Forscher, Philosophen und strenge Denker, die wohl die Zahl der Sterne und den Gang der Sonne kannten, aber nicht die Herrlichkeit des Feuerwirbels um Mitternacht.

„Ist Eure Jagd verunglückt?“ fragte die Prinzessin wieder, als niemand ihr antwortete. „Ihr seid so lange fortgewesen...“

Dann ging sie plötzlich auf ihren Geliebten zu und küßte ihn.

„O!“ rief der Minister voller Ekel, „sie tut, was die Fälschin mit ihren Jungen tut! Sie leckt“.

Wie gestochen zog sich der Prinz zurück.

„Du hast recht, Minister,“ sagte der König, „sie ist krank. Sie hat den Dufst dieser häßlichen Blumen eingeatmet.“

Dann hob er seine Herrscherhand zum Zeichen, daß der Hof entlassen war. Nur Prinz Med blieb bei ihm, da befahl er der Prinzessin, zu ihren Gespielinnen zu gehen und die Ruhe wiederzufinden, die sie leichtsinnig in den Feldern verloren hatte. „Unsere Jagd ist glänzig verlaufen, nach zehn Tagen feiern wir deine Hochzeit,“ mit diesen Worten entließ er sie.

Mit all' ihren Blumen brach die Prinzessin zusammen und war ihnen wunderbar ähnlich. Die alte Wärterin kam und brachte ihr zerquältes Kind zur Ruhe. Aber der König gab dem Hofarzt Befehl, auf der Hut zu sein, und er selbst vertiefte sich in ein ernstes Gespräch mit dem Prinzen Med.

Am Morgen erwachte die Prinzessin und ehe noch ihre Gespielinnen gekommen waren, drängte sich eine Schar Erinnerungen um sie, mit denen sie nicht zurechtkommen konnte, so widerstreitend waren diese Erinnerungen. Aber dann erloschen die bunten Bilder und sie erinnerte sich nur an den Jüngling auf dem Berge und an die gelben Feuerblumen. Die Freude

flackerte in ihr auf und sie jubelte dem Morgen entgegen, so daß die Gespielinne in der Thür stehen blieben und ihre alte Wärterin die Hände über dem Kopf zusammenschlug: „Kind, was tust Du!“

„Ich freue mich“, rief die Prinzessin.

An der Thür glitt die schwarze Gestalt des Arztes vorüber. Aber die Prinzessin schaute in den Spiegel und schmückte ihr Haar mit Blumen. Dann umschlang sie die alte Wärterin, daß die Greisin erstickt zu werden glaubte. Doch den Angstschrei begrub sie auf ihren Lippen, denn es ist gut, von der Hand seines Herrschers zu sterben. Doch da gab sie die Prinzessin lächelnd frei.

„Und ihr, jungen Freundinnen, tretet näher“, rief sie ihren Gespielinne und Dienerinnen zu, die noch immer in ehrfürchtiger Entfernung standen. „Kleidet mich in schimmernde Gewänder, wie die Sonne am Himmel will ich in meinem Lande strahlen“.

Sie gehorchten ihrer Gebieterin, doch ihre Gesichter waren stumm und ihre Augen wie zugefrorene Quellen. Sie kamen und gingen wie Marionetten. Die Prinzessin blieb allein. Ja, alles hatte zu leben und atmen begonnen, nur die Menschen waren in ihrer Todesstarrheit fremd.

Sie ging in ihr Arbeitszimmer, wo Meeres-
tiefen und Bergeshöhen auf gemalter Leinwand
ruhten, wo Vögel und wilde Tiere in künstlichen
Höhlen lebten, und in großen Zeichnungen an
der Wand die ganze Welt in Linien eingefasst
war. Sie dachte an all die vielen Jahre, die sie
hier, den Weltenraum messend, mit ihren Leh-
rern verbracht hatte, und ein bitteres Lächeln
kräuselte ihre Lippen. Da aber erwachte der
gestrige Tag und voller Wunder war die Erde.
Nichts ist erforscht, nichts erreicht, dröhnend
zerbricht die Welt, mit allen Kreisen und Qua-
draten, in die wir sie einzuschließen glaubten.

Die Prinzessin öffnete das Fenster dem Wind
und Blattgewirbel. Der Himmel blühte in leicht-
ten Wolken und die Erde in gelben Feuerblu-
men. Sie hielt es nicht länger aus, sie stieg
in den Hof hinab und ging immer weiter in die
Gärten, die der König gegen die Sonnenglut
hier angelegt hatte. Den freien Blick verschlos-
sen hohe Bäume, Mauern und ein eiserner Zaun.
Doch die Prinzessin schaute zum blauen Gewölbe
das keine Fesseln kannte. Als ihr Auge
vom Himmelsabgrund milde war, schaute sie
nach unten und die Nähe war nicht minder
wunderbar. Sie sah, wie zwei zierliche Käfer
auf einem Klettenblatt sich trafen, ja, sie hörte

jogar, was sie miteinander sprachen. Der erste sagte: „Guten Morgen,“ der andere — genau dasselbe, und nachdem sie ihren Durst an einem Tauropfen gestillt hatten, setzten sie die Unterhaltung flüsternd fort. Aber wie sich die Prinzessin zu ihnen beugte, schlugen sie mit den Flügeln und verschwanden in der Luft. Wie verwundet schoß eine Schwalbe an ihr vorbei, und das Heupferdchen verkroch sich im Grase. Fürchtete es sich? Warum fürchteten sich alle vor ihr?

Blötzlich fiel es der Prinzessin ein, daß der Jüngling auf dem Berge irgendetwas vom schweren Herzen erwähnt hatte. Ja, so war es ihr jetzt zu Mut. Schweremüthig schritt sie weiter aufs freie Feld hinaus. Fremde Jäger begegneten ihr. Vier Männer trugen auf einer Bahre einen jungen Hirsch und die Erde dröhnte unter ihren Schritten. Auf dem Sand waren Blutropfen, frische, von den Wunden des Hirschens, und schwarzbraune aus früheren Tagen. Wohin sie nur schaute, auf alle Wege und Pfade hatte dieser Purpurregen geregnet. Der Atem stockte ihr, sie eilte nach Hause. Ach, alles fürchtete sich hier vor ihr — jeder Wurm, jeder Vogel, jedes Eichhörnchen im Baum. Und das Gras durfte man treten und den Bäumen sich nähern, nur

weil sie nicht zu fliehen vermochten. Quälend empfand sie das. Dann umarmte sie eine junge Buche, und streichelte und küßte ihre aufgerißte Rinde. Als sie sich aber dem Schlosse näherte, hörte sie deutlich die Mauern stöhnen. Die alten Baumeister hatten wohl hier ihren Schmerz und ihre Qual hineingemauert. An der Thür traf sie den Staatsastronom, — er sprach über einen neuentdeckten Stern, — und den Arsenalverwalter, der sich über ein neues Bajonett freute. Sie verstummten plötzlich, als sie die Prinzessin vorüberließen. Sie eilte in ihr Zimmer, warf sich in ihr Bett und verbarg ihr Gesicht in den Händen. So allein war sie unter den Menschen, die einsamste im ganzen Staat. Schwere Müdigkeit umfing sie und sich an die Brust fassend, rief sie voller Schmerz: „Ach, Du Unbekannter, welch' grausames Geschenk gabst Du mir zu meiner Hochzeit!“

Dann versiel sie in einen langen Schlaf.

Als sie die Augen wieder öffnete, stand der König mit seinen Höflingen an ihrem Bett und der Arzt gab flüsternd Erklärungen.

„Ja, das ist etwas Niedagewesenes. In meiner Praxis — der erste Fall.“

„Das ist wohl eine Art Wahnsinn,“ meinte der Astronom. „Ich jah, wie sie heute morgen

im Garten einen Baum umging und in die Rinde biß.“ — „Ja, auch ich habe das beobachtet,“ sagte der Arzt. „Ich bin ihr heute auf Schritt und Tritt gefolgt.“

Der König runzelte die Stirn: „Habt Ihr die Prinzessin gründlich untersucht?“ — „Ich tat das, Eure Hoheit. Die Prinzessin ist einer unbekannten Krankheit zum Opfer gefallen, in der linken Brustseite fühlt man deutlich ein Geschwür.“

„Ach,“ tönte es erschreckt von allen Seiten, „dann ist sie unrettbar verloren.“ — „Ich weiß nicht,“ meinte der Arzt, „wenn man das Geschwür beizeiten ausschneiden würde...“

Da fuhr die Prinzessin erschreckt empor und von ihrem Angstschrei erbebt der Raum. „Mein Herz ausschneiden? Nie — niemals!“

Dann sank sie frostlos in ihr Bett zurück. Die Höflinge waren bestürzt, sie hatten den Ausruf nicht verstanden und einer fragte den andern, was wohl die Prinzessin gemeint hätte.

„Sie sagte: mein Herz. Herr Doktor, was ist das, ein Herz?“ — „Das ist nichts. Sie phantasiert.“ — „Nein, nein,“ rief die Prinzessin. „Das sind keine Fieberträume. Aber ihr alle und eure Leute seid unbarmherzig. Und mein Garten und die ganze Erde schmerzt, und ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.“

Bewußtlos schloß sie die Augen. Der Arzt beugte sich besorgt zu ihr. Je mehr die Prinzessin sprach, desto unverständlicher wurde ihm die Krankheit. Verwirrt und hilflos schauten die Höflinge einander an.

Der König erhob die Hand.

„Laßt uns gehen. Nur der Arzt möge bei ihr bleiben.“

Er stieg hinab und befahl den Ministern alles zur Hochzeit zu rüsten und Einladungen auszusenden, wem solche gebühren. Prinz Med wunderte sich, aber der König antwortete: „Seit meiner Herrschaft hat in meinem Reiche nur Alter und Schwert die Menschen getödet. Ich glaube nicht an einen andern Tod.“

Viele Tage waren verstrichen. Die Prinzessin verließ nicht ihr Zimmer. Die Fenster durfte man nicht öffnen, denn sie konnte das Geräusch, das aus den Waffenschmieden drang, nicht ertragen. Ihre seltsamen Einfälle hatten kein Ende.

Sie hat ihre Dienerinnen um grüne Zweige, und eine Unmenge verschiedenster Blüten. Täglich wurden frische Blumen gebracht und ihr Zimmer verwandelte sich in einen duftenden Garten. Sie steckte grüne Ranken an ihre Brust und wenn ein Marienkäferchen über ihre

Sand troch, war ihr Glück über alle Maßen. Sie vergrub sich in ihre Blumen und jubelte.

Aber die Höflinge erzitterten von ihrem Zauchzen und lebten in wachsender Angst. Die Aerzte, die aus allen Himmelsrichtungen gekommen waren, vermochten nichts. Die Prinzessin schickte sie fort, denn sie konnte den Blick dieser Aerzte nicht ertragen.

Da faßte der König einen Entschluß: er ließ heimlich zu sich einen alten Mann rufen, der schon acht Jahre im unterirdischen Schloßkerker schmachtete. Der König selbst hatte ihn wegen Zauberei verurteilt und nun suchte er Rat bei ihm... aber welch' ein Weg blieb sonst dem König übrig?

„Hör, alter Sünder,“ so sprach er zum ausgedörrten Greis, den zwei Wächter hergeführt hatten, „in deiner Jugend hast du dich mit Quacksalberei beschäftigt. Noch einmal will ich dir diese Freude gewähren, unter der Bedingung, daß niemand etwas davon erfährt.“ — „Die größte Freude meines Lebens war, als Ihr mich ins Gefängnis werfen ließt,“ sagte der Sonderling. „Erlaubt, daß ich Euch dafür danke.“

„Albern,“ dachte der König. „Aber übrigens spricht er ähnlichen Quatsch, wie die Prinzessin.“

Und in alten Büchern steht es, daß man den Teufel nur mit dem Teufel verjagen kann."

Und er schickte den Greis zur Prinzessin, blieb aber selbst im Krönungs-saal. Die Sonne schien schon durch das gegenüberliegende Fenster, als der alte Mann zurückkam.

"Mir scheint, Du hast vergessen, daß der König Deiner harrt," böse klang die Stimme des Herrschers. „Nun, was hast Du mir zu sagen?"

"Die Prinzessin ist ebenso glücklich und auch ebenso unglücklich wie ich."

"Sprich, daß man Dich verstehen kann! Ist Hoffnung vorhanden, daß sie dem Tode entflieht?"

"Ja, König, wenn sie Eurer Stimme, von der das Gras welkt, entfliehen könnte! Wenn eine große Stille sie umfassen würde, und wenn sie nicht den Himmel zu sehen brauchte, unter dem nur verwundete Vögel fliegen. Und dieser Ort wäre wohl nur das Gefängnis."

— „Führt diesen Dummkopf fort," befahl der König und sofort umringte ihn die Wache.

"Ich danke Euch, König!" — „Wofür?" — „Daß Ihr mich entlast. Denn ein Augenblick hier, ist schwerer, als eine Ewigkeit dort. Ich jage das auch zu Gunsten der Prinzessin."

Der König blickte ihn forschend an. Da trat der abgekehrte Greis ein paar Schritte näher und seine Wangen erglühten, seine Augen leuchteten, als er zum König sprach:

„Ich bin zu alt, um mit den Herrschern der Erde zu scherzen, denn ich kenne ihre Grausamkeit. Doch manchen, an denen sie sich rächen wollten, bringt ihre Unbarmherzigkeit Glück! Ja, Ihr sollt es wissen: unser Herz schafft eine neue Welt, wenn die erste uns genommen ist, schafft eine Welt, die niemand uns nehmen kann. Zwischen vier feuchten, dumpfen Wänden gründen wir blühende Reiche, allmächtigen Herrschern gleich, denn wahre Könige sind nur wir. An Traumtafeln feiern wir Feste, unser funkelnder Wein und unsere Rosen sind herrlicher, als Ihr es zu ahnen vermögt. Dahin laßt die Prinzessin ziehen! Und nun lebt wohl, o König!“

Er wollte gehen, doch der Herrscher hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

„Zum zweiten Mal höre ich dieses Wort,“ so sprach der König. „Sage mir klar und deutlich, was ist ein Herz? Die Prinzessin erlaubt es nicht auszuschnneiden, obgleich es eine schauerliche Krankheit ist. Ist es der Tod?“ — „Es ist das Leben!“

Der König zuckte die Achseln.

„Dieser Mensch vermag vor Müdigkeit nicht mehr zu denken. Führt ihn fort.“ Und die Knechte erfüllten sofort den Befehl.

Am Abend kamen die Minister und meldeten, daß alles zur Hochzeit bereit sei. Ihnen folgte Prinz Med mit der Nachricht: „Ich komme von der Prinzessin. Sie erkennt mich nicht mehr. Sie sagt, meine Hände seien kalt wie Schlangen und von meinen Schritten dröhne die Erde. Von der Hochzeit will sie nichts wissen.“ Zum Schluß kamen die Aerzte mit der Meldung, daß die Prinzessin keinem mehr antworte.

Diese Nachrichten waren aufregend und Wirrnisse drohten dem Reiche. Eine Unruhe ergriff die Minister und der König preßte seine Hand an die Schläfen. Eine große Staatsversammlung wurde berufen.

Als erster erhob sich der dicke Minister, denn bisweilen verstand er das zu sagen, was die anderen dachten. Er begann: „Hoher König! Wir alle wissen, was der Tod der Prinzessin bedeutet. Es wäre das Ende der Dynastie. Vor unseren Augen geht sie zu Grunde und keiner vermag zu helfen. Der hohe Rat hat seine Meinung gesagt, doch alles ist vergebens gewesen.

Wir wissen alles, nur eines nicht: was die Prinzessin selbst will.“

„Ja wohl.“

„Und darum schlage ich vor, zu ihr zu gehen und sie selbst zu befragen.“

— „Zu spät!“ rief Prinz Med, „ich weigere mich. Sie spricht ja nicht mehr!“

Der König erhob die Hand.

„Ich will es versuchen,“ sagte der dicke Minister. „Ich will mir Blumen um mein Haupt legen, damit ich ebenso unsinnig, wie sie selbst aussehe.“

Die Diener brachten Rosen, schmückten den dicken Minister und er begab sich ins Zimmer der Prinzessin.

„Seine Erfindungskraft kennt keine Grenzen,“ lobte der König.

Nun saßen alle, schwiegen und warteten. Ihre Gesichter waren etwas heller geworden, so sehr hofften sie auf die Gewandtheit des dicken Ministers.

Als er aber nach einer Weile in der Thür erschien, sah man, daß er nur Ungewißheit mit sich brachte.

„Spricht sie nicht?“

Der Minister senkte den Kopf.

„Bereubens.“ Sie spricht allerdings, aber nichts Sachliches. Als ich fragte, was die Prinzen. Dann zeigte sie auf meinen Kopf und jagte, ich möge doch lieber von alten Steinen Moos nehmen — das würde mir besser zu Gesicht stehen.“

„Und sonst sagte sie nichts?“ — „Nein, sie fragte noch, wo der König sei, sie wolle ihn noch zum letzten Mal sehen.“ — „Zum letzten Mal?“

Prinz Med senkte das Haupt, die Aerzte blickten einander verständnisinnig an. Eine tiefe Stille trat ein. Schließlich stand der König auf und sämtliches Gefolge tat das Gleiche. „Ich gehe,“ sagte er leise. Er ließ keine Anordnungen zurück und seine Höflinge erstarrten in Erwartung.

Nur der Prinz hielt es nicht aus und verließ den Saal. Die Uebrigen setzten sich wieder und stützten ihr müdes Haupt in die Hand. Der dicke Minister, der gesündeste von allen, wußte, daß es Schlafenszeit war und begann bald zu schnarchen. Seinem Beispiel folgten die anderen. Die Mitternachtsstunde hatte schon längst geschlagen, aber der König war noch nicht zurück gekommen. Als er im Morgengrauen mit der Prinzessin über die Schwelle trat, empfingen seine Höflinge ihn mit einer wunderlichen Mu-

fiß, und am mächtigsten klang der Paß des dicken Ministers.

Der König runzelte die Stirn, wie schwarze Fäden lagen Falten in seinem übernächtigten Gesicht. Die Prinzessin ergriff seine Hand.

„Zürne nicht,“ besänftigte sie den Vater. „Das ist ihr letzter fester Schlaf. Wecke sie nicht. Bald wird Munterkeit ihr Stumpffsein unterbrechen. Die Sonne wird um Mitternacht leuchten und Regenbogen das Dunkel erhellen. O König, bald beginnt ein neues Leben, dessen gleich herrliche Atemzüge Tag und Nacht sein werden.“

„Prinzessin,“ langsam sagte es der König, „wieder hat Deine Rede jenen seltsamen Klang.“ — „Ach ja, König.“ In verschämter Schüchternheit senkte sie ihr Köpfchen. Ein Versprechen schien sie zu binden. Voll rührender Dankbarkeit sah sie den Vater an. Jetzt vermochte sie sogar zu lächeln, doch ihr Schritt war noch unsicher, es war, als fürchte sie fester aufzutreten, die Umgebung genauer anzuschauen.

„Und dennoch hast Du mir geglaubt, König,“ sagte sie in Gedanken versunken.“

„Ich weiß es nicht. Zum ersten Mal weiß ich nicht, was recht und unrecht ist. Ach, kleine Prinzessin, es bleibt uns ja nichts anders übrig!“

„König, das ist das Einzige. Und ich bin so glücklich!“

Da erwachten die Höflinge.

Der König stand in Herrscherpose und sah wie dreißig Hände verstört ihr Auge suchten.

„Ich bin zurück gekommen“, so begang der König, „und wie ihr seht, ist die Prinzessin wieder bei uns. Ich will ihr eine große Genugthuung gewähren...“

„Es lebe der König!“ hallte es von allen Seiten.

„Stille! Ich rede jetzt. Ihr seht, sogar die Prinzessin schweigt, sie wartet auf ihren Hochzeitstag. Es lebe die Prinzessin! hättet ihr rufen sollen. Den Hochzeitstag der Prinzessin will ich durch eine große Umwälzung kennzeichnen. Das ist unumgänglich nötig, damit die Prinzessin bei uns bleibt, den übrigen aber sei es nur eine Erinnerung an den Festtag. Ich füge mich dem Willen der Prinzessin, ein neues Gesetz tritt heute in Kraft: das Gesetz vom Herzen.“

Ein kalter Schauer durchfuhr die Höflingschar. Doch der König fuhr fort: „Nun ist es jedes Bürgers Pflicht, ein Herz sich zu verschaffen. Und um das zu erleichtern, werden Läden eröffnet, damit ein jeder sich ein Herz

nach seinem Sinn erwählen kann.

„Oh,“ stöhnte der Hof, „wir wissen nicht einmal, was das ist, ein Herz!“

Die Höflinge erhoben sich von ihren Sitzen: „König, gewähr' uns eine kurze Bedenkzeit!“ — „Ihr habt schon die ganze Nacht gedacht und nun ist es Morgen,“ sprach der König und verließ mit der Prinzessin den Saal.

Am anderen Tage war das neue Gesetz fund-
getan: Zum Hochzeitstage mußte jeder schon ein Herz haben. Die Aerzte waren erschüttert und mit zitternder Hand unterschrieben die Minister die Bekanntmachung. Die Grenze gab man frei, aus fremden Ländern kamen Herzverkäufer und eröffneten ihre Geschäfte.

Es war ein sonniger Tag. Die Blumen im Garten dufteten so stark, daß die Bedienung „Luftmangel“ fürchtete. Alle Fenster und Türen waren geöffnet und flüsternd schauten alle zum Fenster der Prinzessin empor.

Da flatterten in Licht- und Schattenwellen blaue Schmetterlinge und der Wind brachte seltsame Blütenblätter. Aber die Prinzessin selbst stand am geöffneten Fenster und blickte auf die eilig reisende Erde hinab.

Da trat Prinz Med zu ihr. Sein theures gelbglänzendes Gewand glich einem reifen Roggen-

felde mit blauen Kornblumen — so hatte es die Prinzessin gewünscht. Aber sein Antlitz war noch licht- und leblos.

„Ich füge mich,“ sagte er kurz. „Ich weiß, ich muß den Anfang machen.“

„Ich werde auf Dich warten,“ erwiderte die Prinzessin und sie verabschiedeten sich.

Silig verließ Prinz Med das Schloß, sein Roß trug ihn im Galopp zum Tor hinaus. Er mußte eilen, der Hochzeitstag stand vor der Thür und er wollte als Auserwählter mit einem Herzen zurückkommen.

Er ritt allein. Seine Freunde und Begleiter rüsteten zum Feste. Als er einen ganzen Tag geritten war, hörte er von Zelten sprechen, in denen Weihrauch, duftende Gräser und andere wunderbare Dinge zu haben seien. Man erzählte auch, daß im königlichen Schloß ein neues Gesetz schon acht Tage lang besprochen werde, und am Hochzeitstage erwarte man geheimnisvolle Erscheinungen und Zaubereien.

Der Prinz hatte die Staatsgrenze erreicht. Fremde Länder hatten ihre Angebote hierher gesandt. Ungewöhnliche Händler im weißen Mantel und blütenge schmückten Turban gingen vor ihren Buden auf und ab. Als die Herolde

das neue Gesetz kundgetan hatten, waren sie singend hierher geströmt und warteten auf neue Befehle.

Der Prinz trat in eines der Zelte. Dort duftete es nach frischgemähtem Gras.

Es war dämmerig und im Dunkel flimmerte es leise wie Sterne in nebliger Nacht.

„Womit kann ich dienen, Herr?“ fragte ein alter Mann mit langem, weißem Bart. — „Ich wünsche ein Herz,“ erwiderte der Prinz. „Aber was für eins? Es gibt verschiedene.“ Prinz Med überlegte. „Zeigt Eure Ware,“ sagte er dann. „Ach, das geht nicht recht. Ihr seht ein Geflimmer im Dunkeln, da ruhen die goldnen Herzen und warten auf ihre Eigentümer. Schaut etwas weiter. Dieses salbe Leuchten, das weißen Wasserrosen ähnlich ist, sind silberne Herzen. Aber dort,“ und der Greis wies auf einen entlegenen schwarzen Winkel, „diese dunklen Flecken sind eiserne Herzen.“ — „Ich möchte sie mir ansehen...“ — „Das geht nicht, Herr. Wählt und zeigt mit der Hand, welches Ihr wollt.“ — „Aber nennt mir wenigstens den Unterschied, damit ich weiß, woran ich bin.“ — „Den einen Unterschied nannte ich Euch schon. Der zweite — besteht im Preis. Die eisernen Herzen kosten nichts und werden von Reichen

am öftesten gewählt. Denn Ihr wißt wohl, Herr, der Reiche ist immer ein Geizhals gewesen. Aber auch Räuber lieben eiserne Herzen und Könige, die viele Kriege zu führen haben. Sie eignen sich auch für Sklaven, die sich von ihrem Joch befreien wollen und auch für trügerische, schöne Frauen...”

Der alte Mann schwieg. Aber der Prinz war ungeduldig: „Und weiter?“ drängte er.

„Ja, ja, das sollt Ihr wissen. Von den silbernen Herzen will ich erzählen. Seht, wie sie strahlen. Klingend klopfen sie in der Brust des Menschen, junge Mädchen fragen nach silbernen Herzen und zahlen ihren ganzen Tageslohn dafür. Ja, und auch der Bauer, der seinen Acker pflügt, fragt danach, bisweilen auch ein Handwerker und einmal tat es sogar ein Fleischer. Er war nachher sehr unglücklich und wollte umtauschen, das geht aber in unserem Geschäfte nicht. Ich weiß nicht, was mit ihm geschah. Ich glaube, er hat mit Tränen sein Messer geschliffen und soll sich selbst nachher das Leben genommen haben... Selten kauft man ein goldenes Herz. Aber Ihr, Herr, werdet doch ein solches nehmen?“

„Ich? Was kostet es?“ Der Alte überlegte.

„Alles,“ jagte er dann. „Wie, alles?“ — „Alles, was Ihr besitzt.“

„Wenn ich aber Purpur und Seide habe und eine Million in der Hand?“

„Dann die Million und Purpur und Seide.“ Der Prinz runzelte die Stirn. „Und wenn ich nichts besitze? Nur einen Groschen in der Tasche?“ — „Dann den Groschen.“

Prinz Med ballte die Faust. Er glaubte, der Alte hielt ihn zum Narren. Und die Zeit war so kostbar! „Alter, Eure goldnen Herzen sind wohl nur für Bettelleute.“ — „Ja, Herr, ein Bettler erwirbt es am leichtesten. So mancher wäre hier gerne ein Bettler gewesen.“

Der Prinz wurde nachdenklich. Nein, er, Prinz Med, konnte nicht mit einem Eisenklumpen zurückkehren! Deswegen hatte er doch nicht das halbe Reich durchschritten!

„Was könnt Ihr mir von einem goldenen Herzen sagen? Ihr selber besitzt doch sicher ein solches?“ — „Nein, Herr, ich bin nur, wie Ihr seht, Verkäufer. Aber, wie gesagt, bisweilen werden auch goldne Herzen verlangt.“ — „Gebt mir ein solches!“ rief der Prinz und trat ein paar Schritte zurück.

Der greise Mann rief ihn zu sich, nahm ihm ohne Weiteres seinen Geldbeutel und all seine

kostbaren Gewänder ab und ließ sein Roß fortführen. Um seine Nacktheit zu verhüllen, reichte er ihm paar Bettlerlumpen, dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn tiefer ins Zelt. Dort schimmerten in leuchtenden Reihen, wie in leichtem Nebel, glühende Herzen und der Alte sagte: „Zeig, welches Du Dir erwählst?“

Der Prinz wies auf eins hin, und als er nach einigen Augenblicken das Zelt verließ, trug er in sich den Quell der glühenden Kraft. Er sah nicht seine Bettlerseken, er vergaß, daß sein weißes Roß ihm genommen war, denn er fühlte sich jetzt strahlender als einst in königlichen Gewändern. Er eilte nicht. Er schloß die Augen und versank in sich selbst, wie in ein tiefes Wunder. Wenn er nicht immer wieder über Steine gestolpert wäre, hätte er wohl kaum die Augen geöffnet. Als er aber die Lider hob, lockten die Vögel zu weißen Birken am blauen See, und er atmete tief und wollte in einem Atemzuge die ganze Welt in sich aufnehmen, denn vor ihm brannte die Sonne, wie ein Hochzeitfeuer.

Sa... Hochzeit. Man wartete doch auf ihn. Die Prinzessin — erst jetzt fiel ihm alles ein. Und ein quälender und doch so süßer Durst

begann ihn zu beunruhigen und trieb ihn immer schneller vorwärts.

Es war tiefe Nacht, als er dem Schloß sich näherte. Hell leuchteten die Fenster, und die Thürme erhoben sich wie riesige Feuerblumen auf dunklen Stengeln. Da harrte seiner die Hochzeitsnacht. Schon zweimal war eine Rakete zum Himmel emporgestiegen, die dritte aber wartete auf die Ankunft des Prinzen. Immer ungeduldiger erschienen die Höflinge am Schloßthor und lugten ins Dunkle hinaus. Bei der Prinzessin lösten Müdigkeit und freudige Erwartung einander ab. Sie wußte, daß das Herz den Wanderer bisweilen ins Dunkle lockt, Nacht und Ferne lieben läßt und schließlich ihn dennoch zurückführen muß.

Zusammen mit dem wunderlichen Gefangenen — denn er war auch unter den Hochzeitsgästen — ging die Prinzessin zum Schloßthor hinab: „Freunde, ist er noch immer nicht gekommen?“

„Nein, Eure Hoheit. Den Prinzen sahen wir nicht,“ antwortete ihr die Wache. „Hier hat sich aber ein schmutziger Bettler verirrt. Er hörte nicht auf uns und wollte mit Gewalt eindringen. Da haben wir ihn erstochen.“ — „Warum?“ schalt die Prinzessin, „heut Nacht sollen

alle mit mir feiern," und sie wollte den unglücklichen Gast sehen. Die Wache senkte ihre Laternen. Da lag der Prinz Med in blutigen Fetzen. Die Prinzessin schrie auf und sank auf seiner durchbohrten Brust zusammen. Im Schloß erloschen die Lichter und herrliche Stille trat ein, aber irgendwo in der Ferne klang leuchtender Jubel: da sang in den Menschen das neue Gesetz.

Der Venusflucher

Von

Jahnis Akuraters



Berechtigte Übersetzung aus dem Lettischen

von

Senta Mauring

Jahnis Afuraters, geb. am 31. Dezember 1875 in Aurland, war Lehrer und mußte wegen Beteiligung an der revolutionären Bewegung von 1905 nach Norwegen emigrieren; seit seiner Rückkehr nach Lettland lebt er fast ausschließlich dem Schriftstellerberuf. 1905 sozialistisch orientierter Revolutionär, wird Afuraters später Individualist und Neuromantiker. Tiefe Melancholie und innere Unruhe, sehnsuchtsvolles Suchen und stilles Versenken in die Natur charakterisieren sein Wesen.

Afuraters hat eine ganze Reihe kürzerer Erzählungen und Schilderungen geschrieben, die in mehreren Bändchen erschienen sind; ebenso einen Roman: „Peter Danga“. Bedeutend ist auch seine Lyrik, während seine dramatischen Werke weniger gelungen sind.



Das Motorboot mit den Ausflüglern legte in der Bucht einer felsigen Insel an und einige Damen und Herren eilten ans Ufer. Laute, fröhliche Worte, Lachen, Kleiderflattern . . . Grell glänzte die Sonne über See und Inseln, aber der kühle nordländische Wald schwiez, in bläulichen Dunst gehüllt.

Sonntagsruhe waren im Wellengeplätscher, in den Tannen und Felsen, stille Freude lag auf allem.

Mit den andern war auch er ausgestiegen und stand nun leicht nach vorne gebeugt, während er seine Reisegefährten prüfend ansah. Etwas Dunkles lag in seinem Blick. Ein seltsames Leuchten war in seinem Antlitz zu lesen, auch Wehmuth, aber schön konnte man es eigentlich nicht nennen. Die Gesichtszüge waren unregelmäßig, die Stirn breit, das schwarze Haar üppig und etwas wild. Nur seine Augen waren schön. Sie schienen desto tiefer, je länger man sie ansah. So war wohl der geheime Zauber dieses Menschen zu erklären, vor dem sich alle Frauen fürch-

teten. Die gute Gesellschaft mochte Bismaldis Sils nicht recht und über seine romantischen Abenteuer zirkulierten märchenhafte Gerüchte in der Stadt. Die Herren zuckten die Achseln und lächelten vielsagend, die Damen verzogen ihr Gesicht und blieben nicht gern in seiner Nähe.

Aber mit seinen Werken hatte er sich einen unbestreitbaren Platz erobert. Bismaldis Sils war Komponist. In seiner Musik war unbändige Kraft, Sehnsucht und leise Wehmut. Sprühendes Leben jubilierte in jedem seiner Motive, in seinen weittragenden Prestos und versank immer zum Schluß in eine unjählich schmerzliche, tiefe Trauer. Doch jetzt hatte er längere Zeit geschwiegen. Vielleicht hatte sich eine Tragödie in seinem Innern abgespielt, die alles vernichtend, nur eine Leere zurückgelassen hatte. Am Rande des kleinen Weges war er stehen geblieben und beobachtete die Ausflügler. Zu zweien und dreien verloren sie sich in dem alten Park. Jeder konnte gehen, wohin er wollte, nur mußte man sich nach sechs Stunden wieder beim Boot versammeln. Zuletzt kamen zwei Herren und eine Dame — noch jung und schön — die Gattin des Bootsbefizers. Er gesellte sich zu ihnen und seine sonore Stimme verlieh dem Gespräch eine eigene Melodie. Wenn er glücklich

war, pflegte er viel zu sprechen, und seine Stimme bekam dann einen reinen metallischen Klang.

Frau Drauda wollte nicht neben ihm gehen und eilte ein paar Schritte voraus. Sie hatte soviel Schlechtes über Biswaldis Sils gehört und hielt ihn für den größten Immoralisten.

Sie war nicht groß von Wuchs, aber ihre Körperformen waren schön und edel. Nur ihr Gesicht hatte nichts Klassisches. Sie war schon dreißig, intelligent und eigenartig.

Sie achtete ihre Frauenwürde hoch, war zurückhaltend stolz und unzugänglich. Den bürgerlichen Flirt verachtete sie ebenso wie geistlosen, hohlen Beibvertreib. Sie fesselte durch etwas unaussprechlich Weibliches, dessen sie sich wohl kaum bewußt war.

Sie sah Biswaldis Sils heute zum erstenmal, obgleich sie schon viel von ihm gehört hatte. Demütig und still hatte er den Kopf geneigt, als man sie einander vorstellte, und den ganzen Weg, beinahe zwei Stunden, saß er in der kleinen Kajüte schweigend inmitten der jungen Damen. Auch an Frau Drauda hatte er sich nicht ein einziges Mal gewandt, doch seine Blicke weilten oft auf ihren Händen, die ungezwungen im Schoß, auf dem schönen schwarzen Kleide ruhten.

Und nun ging er doch neben ihr, unter den einsamen Tannenreihen im grünlichen Sonnen-
geflimmer. Immer freudiger wurde Sils, doch
sie wollte ihm nicht antworten und versuchte das
Gespräch kurz und ziemlich schroff abzubrechen.
Aber er sprach immer wieder, von fernen, seltsam
ungewohnten Dingen . . . Frau Drauda sah
ihn immer öfter an und nach einer Weile fühlte
sie schon, daß sie von diesen Worten und dieser
Stimme nicht frei kommen konnte. Auch das un-
schöne Gesicht des Künstlers erschien ihr jetzt wie
durchleuchtet, so hell und gut. Es fiel ihr auf,
daß er, neben ihr hergehend, immer wieder auf
ihre Hände hinsah. Sie betrachtete sie heimlich,
sah aber nichts Besonderes an ihnen und vergaß
es, wieder dem eigenartigen Timbre seiner
Stimme lauschend.

Sie hatten den alten, herrlichen Park durch-
schritten, in dem verwilderte und kultivierte Par-
tien mit einander wechselten, und waren nun am
Ufer des Sees stehen geblieben.

Nun, da die andern weit zurückgeblieben wa-
ren, verstummte seine Rede. Sie saßen einan-
der gegenüber auf den Ufersteinen und schienen
dem Wellenglücken zu lauschen.

Als Frau Drauda den Blick hob, sah sie, daß
der Musiker wieder ihre Hände betrachtete. Ver-

schämt versuchte sie sie zu verbergen. „Ach, tun Sie es nicht,“ bat er mit leiser, weher Stimme. „Es war so gut . . .“

Sie erhob sich schnell und sagte: „Herr Sils, wollen wir gehen. Ich möchte bei den andern sein.“ Demütig gehorchte er und ging schweigend neben ihr her. Darüber wunderte sie sich. Nein, Biswaldis Sils war nicht gefährlich und anmaßend, wie sie es gedacht hatte. Nun fühlte sie sich sicher und frei. Blaudernd gingen sie über verwilderte Wege an Grotten und Hügeln vorbei, bis sie in den Wald kamen, wo man von einer Anhöhe den Spiegel des Sees sehen konnte. Wie in Ungewißheit blieben sie stehen. Und wieder lächelten seine Augen den Händen der jungen Frau. Fragend sah sie ihn an. „Ich liebe sehr Ihre Hände,“ sagte er ruhig, aber in seinen Augen flammte etwas. „Sprechen Sie nicht so,“ sagte Frau Drauda schärfer und wandte sich ab. „Ihre Hände haben eine seltsame Vinie und Anmut, und erinnern mich an etwas... das wir nie erreichen können,“ sprach er weiter, ohne ihre Schärfe zu bemerken. „Nun hab' ich aber genug. Wenn Sie sich in Komplimenten ergehen wollen, suchen Sie sich eine geeignetere Partnerin aus.“ Die Stimme klang böse und die Augen blitzten. Als sie ihn aber ansah ver-

stummte sie plötzlich, etwas Rührendes war in ihm und wehe Schatten glitten über sein Gesicht. Er betrachtete das Moos an der Erde und lächelte ein fernes Lächeln. „Wollen wir darüber nicht mehr sprechen.“ Nun klang ihre Stimme ganz sanft. „Ich möchte Ihnen keine Vorwürfe machen, aber lassen Sie das. Und — vergeben Sie mir. Wollen wir gehen . . .“

Er ging an ihrer Seite.

„Vergeben? Ich vergebe allen, mir aber vergibt niemand. Besser ist es vielleicht zu schweigen, denn wir verstehen den Andern doch nie. Oh, Sie würden meine kleine Freude über Ihre Hände nicht verwehren, wenn Sie wüßten, was das für mich bedeutet! Aber ich bin ja an den beständigen Seelenschmerz gewöhnt.“

„Ich habe das Gegenteil von Ihnen gehört. Ueberall verwöhnt man Sie, überall lächelt Ihnen das Glück. Mir können Sie es aber nicht übel nehmen, daß ich mich mehr als Sie achte und nicht in Ihrem Gefolge sein will.“ Mühl und hart klangen wieder ihre Worte.

„Ja, Glück . . . ein seltsames Glück ist das, wovon Sie sprechen. Kenne es. Dieses Glück wird mich noch an den Abgrund führen. Wenn Sie eine Ahnung davon hätten, würden Sie mir nicht verwehren, einen kleinen Augenblick wirk-

lich glücklich zu sein. Ich war es heute, als ich auf Ihre Hände schaute. Und wissen Sie . . . das was ich empfinde, steht nicht in Ihrer Macht mir zu verbieten. Es war aber hart von Ihnen so zu sprechen, ich hatte das nicht erwartet."

Er schwieg. Frau Drauda sah in sein flammendes Gesicht und es schien ihr jetzt schön zu sein. Sie verstand nicht, was in ihrem Innern vorging. Es war so seltsam und ungewohnt.

"Aber haben Sie denn wirklich nie das Glück empfunden, das Sie so zu verwöhnen scheint...? Ich meine, Fortuna ist Ihnen gegenüber stets verschwenderisch gewesen," begann Sie nach einer Weile. "Von unzähligen Händen sind Sie geliebkost worden. Ich glaube aber, zu sehr hat man Sie verwöhnt — das ist alles. Und Sie selbst sind an allem schuld."

"Sagen Sie, gnädige Frau, würden Sie mit meinem Glück, das mich nach Ihrer Ansicht so zu verfolgen scheint, tauschen wollen? Um den Preis meiner Ruhe gebe ich es gerne." — "Gewiß," erwiderte sie, "dann hätte ich ein Recht zu verlangen, daß mir alle huldigen." — "Dann muß ich Ihnen sagen, was für einen Reichtum Sie auf sich nehmen wollen," fuhr er fort, ohne die Bitterkeit in ihrer Stimme zu bemerken. "Nehmen wir an, ich sei ein Don-Juan. Aber

Sie wissen: „die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen“. Wenn es den Ahnherrn meiner inneren Verfassung nur nach Genuß gelüstete und er Hunderten von Frauen Schmerz bereitet hat, so ist es mit mir das Gegenteil. Schmerz ist mein Gewinn, ob jemand dadurch einen Genuß hat — ich weiß es nicht.“ — „Erobernd Schmerz empfinden — das verstehe ich nicht. Und Sie erobern doch alles, was Sie begehren,“ sagte Frau Drauda und schaute forschend in sein Gesicht.

„Ich habe nichts gewonnen. Ich habe nur gesucht. Aber lechzend suchen, das Ersehnte schon in den Händen fühlen und dennoch nie besitzen, in maßlosem Durste ewig danach verlangen — das ist Schmerz bis zum Wahnsinn. Kennen Sie den Jäger im Gedicht des großen Inders Tagore, der einem goldenen Hirsch nachjagt? Immer leidenschaftlicher, rastloser verfolgt er ihn und kann ihn doch nie erreichen. Wer weiß, vielleicht war auch der alte Don-Juan unglücklicher als alle Frauen, die seinen Weg gekreuzt haben. Unser Aeußeres ist genügend Maske um unser Innenleben zu verbergen.“ — „Aber wenn Sie, bei jeder Eroberung nur Leid erleben, warum dann überhaupt erobern? Wäre es dann nicht besser, Sie blieben allein, mit sich?“

Sils senfte und bittere Ironie fräufelte seine Lippen.

„Vieles ist unbegreiflich und auch dieses unentwegte Suchen,“ begann er dann wieder. „Warum strebt die Pflanze empor und kann die Sonne doch nie erreichen? Im Süden ist ewiger Sommer und doch ziehen die Vögel alljährlich nach Norden. Warum? — So kann uns auch niemand sagen, warum wir „Don-Juans“, ewig die Schönheit des Weibes suchen müssen. — Die Ersehnte habe ich nie gefunden, nur für einen Augenblick ist sie an mir vorbeigeflimmert. Wie der goldene Sirich, der im nächsten Augenblick im Dickicht des Urwalds verschwindet.“ — Dann schwieg er eine Weile. „Und dennoch, gibt es Augenblicke, in denen wir endlos glücklich sind. Es sind flüchtige Momente, wenn ein Schimmer der Ewiggesuchten, Nirgends=seienden aus einem Weibe uns entgegen leuchtet. Und eben — schaue ich auf Ihre Hände und fühle Ewigkeitshand. Alle Schmerzentage sind vergessen.“

Sie waren wieder an den See gekommen, wo die kleinen Wellen am Ufer blühten. Hier blieben sie stehen. Bemooste und kahle Steinblöcke lagen im Wasser, zwischen den düsteren Tannen schimmerte hell das Grün der Birken.

„Welch ein herrlicher Tag!“ rief der Komponist. „Ich würde heute glücklich sein, wenn Sie mich verstehen könnten! Ich will das alles sagen, was ich in mir trage und was mir keine Ruhe läßt. Nun, da Sie sich nicht mehr vor mir fürchten, kann ich offen sprechen.“

Er setzte sich auf einen Stein und schaute in ihr Gesicht. Ihr Blick war heller und wortlos streichelte sie ihn mit diesem hellen Blick. Dann setzte sie sich leise ihm gegenüber. Im Sonnenschimmer rauschten die Wellenregenbogen und es klang wie ein Lied, dessen Ende niemand weiß. Dieser Nordlandsommer hatte Wasser, Ufer und Himmel warm umfassen.

Biswaldis Sils saß, als hätte er die ganze Welt vergessen, sein Auge schien einer unsichtbaren Gestalt zu folgen . . .

„Sie wollten etwas erzählen,“ erinnerte Frau Drauda und ihre Hände ruhten bewegungslos im Schoß.

Sils erwachte: „Ja, aber werde ich es sagen können? Der Gedanke ist wie ein Blick, wie ein Gewitter, aber das Wort — wie eine leergeregnete Wolke — so würde ein Dichter sagen. Sie wollen wissen, warum ich Sie verlegte, warum ich von Ihren Händen sprach. Darum weil ich in Ihren Händen ein ewiges Lächeln verspür-

te.“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Ein Lächeln des vollendet Schönen, gnädige Frau. Als ich in meinen Knabenjahren Weltgeschichte lernte, fesselten mich die Venusfagen. Später sah ich verschiedene Abgüsse, Kopien, Bilder von ihr. Und diese Linien, in denen die Schönheit der Göttin gebaut war, blieben unauslöschlich in meiner Erinnerung. Das war der Anfang.

Absolute Schönheit ist in keiner einzigen Skulptur, in keinem einzigen lebendigen Wesen zu finden. Und auch die Venus von Milo ist nur eine Annäherung, ein Schatten der Göttin. Doch dieser Künstler hat die Göttin so stark erlebt, daß wir in ihren Linien und Formen mehr wahrhafte Schönheit fühlen, als in denen irgend eines lebendigen Weibes.

Diese Skulptur machte mich zum Don-Juan. Seltsam, seitdem ich mit dem Mythos bekannt war, schied ich auf's strengste die Schönheit dieser Göttin von gewöhnlicher Frauen Schönheit. Das Weib und die einzig herrlich Unerreichbare waren für mich etwas Grundverschiedenes. Alle Frauen erschienen mir wie schlechte, verzeichnete Kopien, wie Profanationen des Ewiggöttlichen. Ihre Gesichter schienen häßlich, unfertig, ihre Gestalten verkrüppelt. Und wenn auch bisweilen die Jugend einer Frau mich hinriß, so blieb

der bittere Nachgeschmack doch nie aus. Ich suchte Vollkommenheit. Und als ich sie im Leben nirgends fand, suchte ich Rettung in der Kunst, im Mythos.

Ich begehrte die vom großen Künstler gebildete Göttin selbst zu sehen. Ich fuhr nach Paris und saß im Louvre tagelang zu ihren Füßen. Je mehr ich mich in sie vertiefte, desto mehr Schönheit entdeckte ich. Aber das war nur ein Ausdruck der Göttin, ich hatte noch von vielen andern gehört und so begann meine ewige Wanderschaft, doch Vollkommenheit fand ich nirgends. Ueberall nur Fragmente. Bisweilen schien mir die Göttin aus Mona Lisas geheimnisvoll lächelnden Lippen zu winken, dann wieder aus Tizians ruhigen Venusgestalten. Wochenlang suchte ich sie in Coreggios leuchtenden Gemälden, doch immer wieder entwand sie meinem Blick und Geist. Einmal fesselte mich ein Bild von Giorgione da Rastel Franko mehr als alles früher Gesehene. Aber auch das entschwebte und ruhelos wanderte ich weiter. Ich durchstreifte Rom, Madrid und Griechenland, ich forschte in der modernen Kunst, ihr Wesen erkannte ich immer tiefer, doch sie selbst begegnete mir nie.

Da sah ich ein, daß es keine Form und keine

Linie, keinen Klang und keine Farbe gibt, die das Göttliche ganz zu fassen vermag. Ich vertiefte mich in Musik, denn ihre Rhythmen und Farbentöne sind dem Ewigen doch am nächsten. — Das ist der Weg, der mich zum Don-Juan gemacht hat, wie es Ihnen zu sagen beliebt.“

Ein schmerzliches Rächeln war wieder auf seinen Rippen.

Bewegungslos saß Frau Drauda, ihr Gesicht war ungewöhnlich blaß und die Rippen zitterten ein wenig.

„Und dann, Herr Siss, stürzten Sie sich ins Leben, um sich zu betäuben?“ fragte sie, denn sie wußte nichts anderes zu sagen.

„Ach, ich habe ja noch nicht alles gesagt,“ begann er wieder. „Ja, ich stürzte mich ins Leben. Ich wollte sie suchen, in den lebenden Menschen suchen, aber dort war sie ebensovienig zu finden, wie in der Kunst. Vielleicht bin ich unausstehlich, aber meine herben Enttäuschungen habe ich bitter bezahlen müssen: nun bin ich ein verlorener Mensch, geistig und körperlich krank. Ich verlangte danach das Ewigweibliche so in Händen zu halten, wie ich es im Geiste erschant hatte. Sobald ich mich aber meiner Vision näherte, verwandelte sie sich und nur

esendes Stückwerk blieb übrig. Darin waren die warmatmenden, biegsamen Frauen den Kunstwerken ähnlich: nirgends Vollendung. In den Lippenlinien einer Frau glaube ich sie einmal zu erkennen, doch bei der ersten Berührung schwand der Zauber und ich floh und suchte weiter. Eine andere hatte es im Lächeln, im Blick, oder auch in den weichfließenden Wellen ihres Haares, und nichts in der Welt hätte mich zurückhalten können, danach meine Hand auszustrecken. Von einer heißen Forschungslust getrieben, jagte ich immer weiter, die Süße des Augenblicks, die Nähe des göttlichen Atems, war mein Gesetz, meine Sühne — Schmerz und das Unerreichbare. Noch immer finde ich sie — die ganze Welt ist erfüllt von ihrem Atem und alles wäre längst verdorrt, wenn es anders wäre. Als schöner Augenblick grüßt und winkt sie mir immer wieder und erfüllt mein Herz mit hellem Jubel. Bisweilen nur ein Lächeln, ein Blick, ein gewisser Rhythmus im Schritt, oder auch nur die Falte eines Kleides — und mein ganzes Wesen verlangt nach diesem Weibe. Ein einziger Augenblick der Lust, und was nachher kommt ist Weh, trüber Nebel. — Sehen Sie, gnädige Frau, das ist das Leben des verwöhnten Don=Juans.“

Im Plätschern der Wellen verklang seine Stimme. Nun sah er die Frau mit den schönen Händen an:

„So fühlte ich sie heute in Ihren Händen schimmern. Plötzlich kam mir der Gedanke: das sind Venushände, schlank, und doch voll verhaltner, dunkler Kraft. Und können Sie der Göttin zürnen, daß sie Ihre Hände als Mittel gebraucht hat, um sich mir zu offenbaren? Könnten Sie es ihr verwehren? Könnten Sie es mir verwehren, wenn ich jetzt in die Knie sinke, um die Hände zu küssen, die vom Venushauch durchleuchtet sind? Ich bin heute so glücklich — und wenn wir uns getrennt haben, wird es zu spät sein und ich werde vielleicht nie mehr sie in so leibhaftiger Nähe fühlen. Ihr verhaßter Don-Juan wird wieder nur ein Suchender sein, ohne Glück und Gewinn . . .“

Er sah, wie Frau Dranda die Augen senkte. Sie atmete leicht, wie jubelnd und ihr ganzes Gesicht lächelte. In diesem Augenblick verstand sie das ganze Erdenglück, die Unvollkommenheit des Schönen und — die Freude am Suchen nach Vollendung. Sils schien ihr jetzt so vertraut und sanft, denn der Schmerz hatte ihn verschönert. „Die Erscheinung der Göttin will ich nur berühren, sonst nichts,“ sagte Sils und

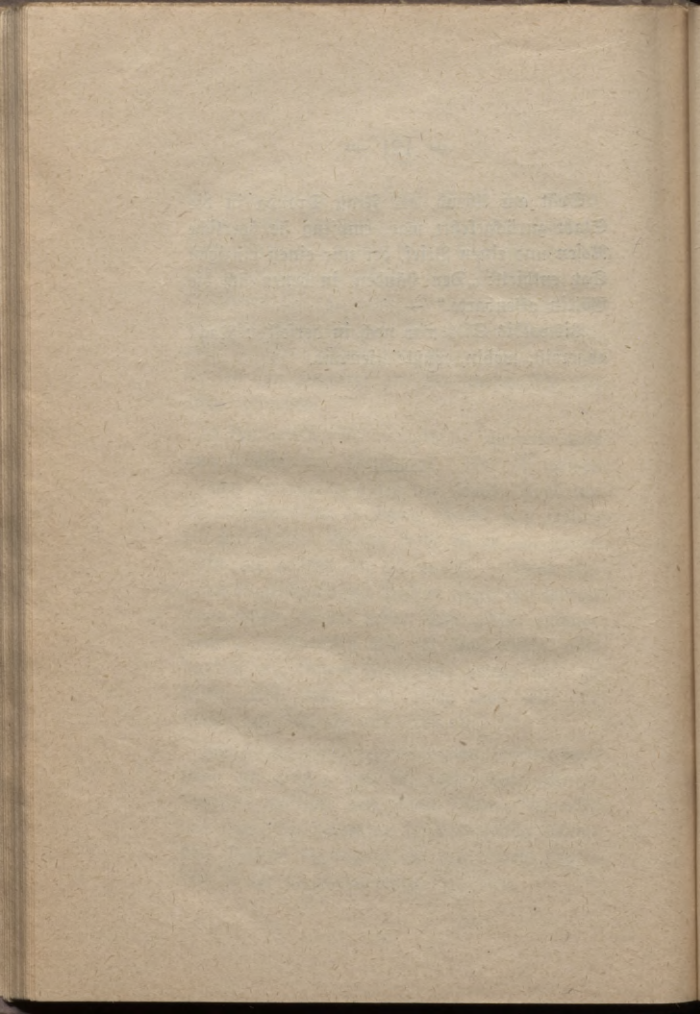
sah noch immer unentwegt Frau Drauda an. „Ja,“ sagte sie jauchzend, „ja!“ Da faßte er ihre Hände und preßte sie an seine Lippen, die heftig zitterten. Er küßte ihre Hände mit geschlossenen Augen, als fürchte er sich, den Irrtum zu sehen. Dann erhob er sich. Ein dunkles Feuer lohte in seinen glückseligen Augen. Frau Drauda sah ihn verwirrt an. So unerwartet war alles gekommen.

In den dunklen Tannenwipfeln schauerte leicht und fröhlich der Abendwind. Und die beiden gingen schweigend durch den Wald. Aber auf der Anhöhe blieb sie stehen, schaute dem Künstler ins Gesicht, schlang beide Arme um seinen Hals und drückte ihn fest an sich — einen einzigen Augenblick lang. Und er fühlte auf seinem Haar einen leichten, hellen Kuß. „Aber gnädige Frau . . . Fürchten Sie sich denn nicht?“ Sie standen auf freiem Felde und waren weit zu sehen. „Ach,“ lächelte sie, „mög' man. Wir alle suchen das Göttliche und irren oft . . .“

Als sie das Boot erreicht hatten, wartete dort schon ein großer Teil der Gesellschaft. Einige lächelten spöttisch, doch Frau Drauda bemerkte das nicht. Sie dachte an Sils qualvolle Schönheit. Und er bezauberte alle mit seinem Esprit und seiner ungezwungenen Geisterkeit.

Spät am Abend, als Frau Drauda in die Stadt zurückgekehrt war, empfing sie herrliche Rosen und einen Brief, der nur einen einzigen Satz enthielt: „Den Händen, in denen sich die Göttin offenbarte.“ —

Biswaldis Sils war noch in derselben Nacht abgereist, wohin, wußte niemand.



Das Märchen vom Fering

Von

Karl Skalbe

Berechtigte Übertragung aus dem Lettischen

von

Edgar Franz

Karl Skalbe wurde im Jahre 1879 zu Alt-Pebalg geboren. Im Jahre 1902 erschienen als erstes größeres Werk seine Gedichte „Zee-tumneeka sapni“ (Träume eines Gefangenen). Mit diesem Werk lenkte der Dichter die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. In der Folge entwickelte er sich zu einem der bedeutendsten lettischen Dichter.

Skalbe ist auch durch seine rührige Tätigkeit im gesellschaftlichen und politischen Leben bekannt und ist Mitglied des Parlaments.

Durch die Folge seiner zahlreichen Werke flärt sich seine Weltanschauung zu einem allumfassenden, alllebenden Pantheismus, gepaart mit dem demütig-freudigen Schmerz des Entjagens. Von seinen Prosawerken zeichnen sich durch besonderen Reiz seine Märchen aus.



Gans, der Badejunge, stand nackt im Dampfbad und fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn, von der große Schweißtropfen rannen. Er trug einen Lederschurz und seine bloßen, roten Füße steckten in Holzpantinen. Den ganzen Tag über hatte er eifrig geschauert und geschafft, aber niemand hatte ihm etwas gegeben. „Heute, mein Lieber, habe ich nichts für dich.“ — „Danke schön, bis nächstens.“ — So schieden die Herren von ihm, denen er den ganzen Tag — die festen, starken Finger in weichen, weißen Schaum getaucht — ehrerbietig und aufmerksam den Rücken gewaschen hatte. Doch der Badejunge klagte nicht und wartete. Er wußte, daß dann und wann zu Festtagen, wenn ein weißer Engel draußen friert und an die allerhärtesten Herzen klopft, bis ihm Einlaß gewährt wird, — auch seiner gedacht werden würde. Er war geduldig und verstand zu warten, bis ohne Eile seine kleine Glücksgöttin kam, die bestaubten Füße zu den Türen der

armen Leute geht, um ihre kleinen Geschenke zu verteilen. Keinen konnte sie vollkommen beglücken: überall blieb eine Scharte zurück. Doch sie verstand es, die Augen der Leute von ihrem Mangel abzulenken und ihnen helle Augenblicke zu bescheren. Brachte sie eine gestrickte Wollmütze zum Geschenk, so ließ sie die Armen in ihrer Freude die bloßen Füße vergessen, schenkte sie ein warmes Wams, so ließ sie vergessen, daß kein Holz vorhanden war, um Feuer zu machen. In der Abenddämmerung blickte sie in die kahlen, unsauberen Stuben, wo sich Kinder in dunklen Ecken vor Angst und Kälte sammelndrängten wie Kartoffeln auf dem Felde vor frostiger Nacht. Doch was sollte sie tun? Sie war die Glücksgöttin der armen Leute und Gott hatte ihr wenig gegeben. Wenn sie fortging, streckten sich ihr noch viele blasser Hände nach, doch sie konnte bloß auf ihre leere Schürze weisen: „Nichts, nichts habe ich mehr,“ sagte sie und klopfte ihre weißen Wolltücher ab. „Wenn an meinen Kleidern ein Getreidekorn haftet, so wird es zur Erde fallen.“ Hatte sich an ihnen aber ein Samenkorn aus dem lichten Sonnengarten gefangen, so erwuchs im Hof ein goldener Apfelbaum oder die hohe Bohnenpflanze, an deren Zweigen man bis zum Him-

mel hinaufklettern kann. Doch lieber noch wandte sie sich zum Kellerfenster, an dem weder ein Vorhang noch eine Blumenknospe, noch selbst ein verwelkter Blumenstengel in altem Topf zu sehen war, sondern von wo nur ein Augenpaar verzweiflungsvoll herüberblickte und sagte: „Das nächste Mal komme ich wieder.“ Sie blickte durch die Scheibe, die schwarz wie eine Tafel war, und lächelnd winkte ihr blasses Gesicht wie mildes Mondlicht durch Morgennebel, wenn ihr selbst auch das Herz vor Schmerzen zu brechen drohte. Ja, sie war eine überaus unglückliche Glücksgöttin: dort oben empfing sie ein zu geringes Maß für die armen Leute; wo sie zu kurz kam, mußte sie sich mit einem Lächeln, mit leeren Hoffnungen aushelfen, hinter denen nichts anderes steckte als dieselben schweren Tage, die wie träge Wassertropfen von durchlöcher-tem Dach in die Stuben niederrinnen. Langsam sammeln sie sich an der Zimmerdecke, und du hörst, wie dir zu Füßen ein trüber, grauer Tropfen niederfällt.

„Viel harrete ich, viel hoffte ich,
Doch hat das Glück getrogen“,

so sang ein Dichter der armen Leute. Doch was sollte die Glücksgöttin machen, wenn ihr nicht mehr als die süße Täuschung zur Verfügung

stand? Sie war sehr traurig, wenn sie nichts zu geben hatte. Dann verschwand sie für Tage im Dickicht des Waldes und horchte, wie der Star piff und die Taube auf dem Rande ihres zerfallenen Nestes gurrte. Sie mußte Genügsamkeit und Freude sehen, um wieder an das Glück glauben zu können. Und sie hätte wahrhaftig ihrem Amt entsagt und wäre in die Berge gegangen in das alte Wittwenstift, wo vor den Fenstern hohe, hohe Tannen wuchsen, wo so viel Schatten ist und der Mond sich gelb wie ein Wachsrads in halbdunklen Fensterscheiben spiegelt, — dort ließe sich so schön der lange Faden der Erinnerungen spinnen. Aber sie war ein klein wenig auch Gere, die kleine Glücksgöttin, und wenn die Hand des Weißen Spenders zu geizig und kühl war, wandte sie sich an den alten braunäugigen Erdgeist, und zuweilen gelangen ihr tatsächlich Sachen, die nur in alten Zeiten vorkamen. Hört bloß einmal.

Als Hans an den betauten Spiegel trat, um seine geröteten Augen zu betrachten, erblickte er plötzlich auf der Kante des Spiegels einen grünen Kupferferding. (Ferding — alte Münze = 1 einhalb Kopfen. D. H.)

„Meine Mutter hat immer gesagt: „Was besser ist als eine Maus, das hebe auf und bring

nach Haus.“ dachte der Badesjunge und steckte den Herding in die Tasche

„Wenn es auch klein ist, ein Glück ist es doch,“ überlegte der Badesjunge auf dem Heimwege und befühlte den Herding im Sack.

„Doch was würde ich beginnen, wenn ich ein Goldstück fände, so groß wie der Mond,“ sprach er zu sich selbst und schaute zum Mond hinauf, der rund und blank über den dunklen Dächern der Häuser hing.

„Dummer Hans,“ sagte der Mond, „du hast mich doch schon längst gefunden. Leuchte ich dir denn nicht wie pures Gold?“

„O, du leuchtest wohl aber wärmst nicht. Doch wenn ich ein Goldstück hätte, so groß wie du, so wüßte ich schon was ich täte. Ich baute meiner Mutter ein warmes Häuschen aus Kiefernstämmen mit einem roten Schornstein auf dem Dach. Dann brauchte sie abends nicht im Dunkeln zu sitzen. Dort würden in kupfernen Leuchtern hohe weiße Lichter brennen, wie im Pfarrhause, und niemals würde Salz und Brot fehlen . . . Was prahlst du bloß mit deinem Gold? Am Abend gehst du spät auf und suchst bloß einmal durch die oberste Fensterscheibe und dann verkriechst du dich zu deinen Sternen . . . Doch was soll ich heute nach Hause bringen?“ Er

dachte weiter und ging gebeugten Hauptes mit langen, schweren Schritten. Er blieb vor einer Bäckerei stehen, über deren Thür ein großer, angedunkelter Kringel im Gold des Mondlichts schwach leuchtete. „Hier kann man etwas erhalten.“ Er trat in die Bäckerei.

Der Bäcker stieg eben vom Keller, wo sich der Ofen befand, herauf und trug eine Platte mit bräunlichen Kringeln auf dem Kopfe.

„Was kosten die?“ fragte der Budejunge.

„Zwei Stück 'nen Fending,“ antwortete der Bäcker und schüttete die Kringel auf den Tisch. Sie waren knusperig anzuschauen, und über ihnen lag noch die Glut des Backofens. Hans nahm zwei Stück und legte den Fending auf den Tisch. Im Gehen begann er einen zu essen — er war sehr hungrig geworden. Aber als er mit dem einen fertig war, wurde er noch hungriger, und der zweite Kringel lag so warm in seiner Tasche und raunte: „iß mich auf, iß doch!“

„Das kann ich nicht. Ich bringe dich der Mutter.“

„Na, dann brich nur ein Hörnchen ab, für die Mutter wird schon noch 'was übrigbleiben.“

Hans steckte seine Hand in die Tasche und brach ein Hörnchen ab. Aber der Kringel drängte sich warm an ihn und flüsterte: „Nimm doch

noch die Hälfte, das sind doch Lappalien, — ich bin doch garnicht so klein.“

Hans brach noch die eine Hälfte ab und aß sie auf. Doch dann überlegte er: „Wer wird denn einen halben Kringel nach Hause bringen. Die Mutter erwartet übrigens auch nichts, denn sie weiß ja nicht, daß ich einen Ferding bekommen habe.“ Und Hans aß den Rest. Dann erst bedachte er, daß er beide Kringel aufgezehrt hatte und nun mit leeren Händen nach Hause gehen mußte.

„Teufel, wenn ich noch einen Ferding hätte!“ rief Hans aus und scharrete in seinen Taschen. Und, o Wunder! Dort fand sich wahrhaftig noch ein ganzer Ferding.

„Sollte das am Ende ein Glücksferding sein, der immer in der Tasche bleibt, so oft man ihn auch ausgibt?“ sprach Hans und zwinkerte sich selbst listig mit den Augen zu. „Gehen wir und wollen wir uns überzeugen.“

Er ging wieder zur Bäckerei zurück, nahm noch zwei Kringel und legte den Ferding auf den Tisch. Dann griff er in die Tasche: der Ferding war da.

„So, jetzt habe ich die Kunst heraus!“ dachte Hans freudig und nahm die Kringel Paar auf Paar und zahlte immer zu einem Ferding, bis

der Tisch leer war. Er stopfte alle Taschen voll, band den Rest in sein Tüchlein und ging glücklich heim.

„Mutter nun werden wir abends nie mehr ohne Brot sitzen, ich habe einen Glücksferding gefunden!“ sagte Hans, als er in seinen dunklen Winkel trat, aus dem sich ihm entgegen das weiße Haupt seiner Mutter im Mondlicht erhob. Er legte ihr sein Gepäck in den Schoß und erzählte ihr alles, was vorgefallen war.

„Wo ist er denn?“ fragte die Mutter.

„O, wie grün der ist! Als ob er in der Erde gelegen hätte,“ sagte sie und hielt den Ferding in ihren groben, verarbeiteten Fingern dicht an die Augen. „Man pflegt ja wohl zu sagen, daß jedes Glück in der Erde begraben liege: wer's versteht, der finde es. Dir, mein Sohn, ist das Glück ja selbst in die Hände gesprungen. Güte es gut. Wer so etwas findet, der hat für sein Leben genug.“

Und Hans stand diesen Abend noch lange am Fenster und wendete in seinen Händen den wunderbaren Ferding hin und her.

Am andern Tage zog er sein grünes Sonntagswams an und ging spazieren. Er betrachtete die Häuser und die Waren, die in den Türen der Läden hingen, und die Sachen, die auf Fuß-

ren vorbeigeführt wurden, so, als ob ihm das alles gehörte. Dort unten wurde ein neues Haus gebaut. Ein Arbeiter packte gebückt Ziegelsteine auf seinen Träger. „Was kostet ein Ziegelstein?“ fragte Hans, indem er der Arbeit zusah. „Das Stück 'nen Ferring,“ scherzte der Arbeiter. Und Hans begriff, daß auch er ein Haus besitzen könnte. Er begab sich zur Ziegelei, wo in der Erde rote Oefen glühten und ringsumher hohe Stapel von Ziegeln standen. Ueber ihnen schimmerte es wie von rothiger Nische, wie von Staub verdorrter Rosenblätter. Aus diesen Ziegeln hohe Mauern gegen die Abendsonne bauen, daß mußte schön sein. Und Hans fragte den Ziegelbrenner, ob er bereit wäre, Geld für Ziegelsteine in Ferringen zu empfangen. — „Wozu in Ferringen? — Aus Kupfer mache ich keine Ziegelsteine. Geh auf den Markt, dort gibt es Wechselstuben genug, dort kannst du deine Ferringe in Gold und Silber umwechseln,“ antwortete der Ziegelbrenner.

Hans ging beschämt von dannen.

Am nächsten Morgen begab er sich früh auf den Markt und stellte sich an einem Wechselstisch auf. Ferring auf Ferring zählte er auf den Tisch und kaufte dafür Gold und Silber. Dort stand er nun jeden Tag, über Haufen von Geld

gebeugt, als ob er am Plaze festgewachsen wäre. Er wechselte sein Glück in Gold und Silber um. Er wollte Herr sein über die Stadt, über die Straßen, durch die er sich als armer Bededunge, in seine ärmlichen Lumpen gehüllt, an den Wänden entlang gedrückt hatte.

An allen Enden der Stadt wurden Häuser für ihn gebaut. Die Maurer mauerten und stiegen mit den empormachenden Bauten immer höher in den Himmel, unten erklangen dumpf und hell die Meißel der Steinmeße, die Tischler hobelten lange, goldige Späne, die Sägen fenchten, — alle Ecken waren voll Arbeit und Lebensfreude, nur der Herr selbst saß über einen Geldhaufen gebeugt, und in seine Stirn gruben sich allmählich zwei harte, trockene Falten. Er hatte keine Zeit aufzublicken, denn jeder freie Augenblick kostete einen Gerding. Und wonach hatte er sich umzusehen? Alle die Häuser, die Zelte, der ganze Markt war in dem Haufen unsauberen Geldes, der vor ihm lag. Dafür konnte man alles kaufen. Die Sonne war zwar nicht käuflich, aber an ihr konnte sich ja jeder Hund wärmen, der langgestreckt vor seiner Pforte lag.

Zuweilen kam zu ihm seine Mutter, auf einen Stock gestützt, und er drückte ihr dann auch

einen Ferring in die Hand.

„Keine Zeit, keine Zeit! Ich gebe dir, was du nötig hast, doch was sollen wir lange sprechen? Jedes Wort kostet mich einen Ferring.“

Und die Mutter kehrte zurück in ihren dunklen Winkel, wo die Winde sich durch zerbröckelnde Mauern zwängten und der Regen vom schadhaf'ten Dach hereintropte Einst hatte der Sohn ihr ein warmes Häuschen aus Kiefernstämmen versprochen. Doch hatte er jetzt Zeit, daran zu denken! Und in den neuen Häusern, die er baute, waren so teure Wohnungen, paßte da ein so alter, einfacher Mensch hinein? — — — Sie konnte den Sohn nicht verstehen, aber sie glaubte an ihn und war stolz auf ihn. Ihr Sohn war so reich und mächtig, konnte man auf die alten Tage ein noch größeres Glück erleben? Wenn aber abends die Arbeiter, von ihrer Arbeit heimkehrend, mit schweren Schritten am Fenster vorbeigingen, wurde sie unruhig und dachte daran, wie gut es doch damals war, als Hans, wenn er des Abends nach Hause kam, seinen Kopf in ihren Schoß bettete und ihr seine Sorgen anvertraute. Damals hatte er nichts als diese Sorgen, aber in den Sorgen lag sein Herz . . .

So vergingen viele Jahre. Hans gehörte schon die halbe Stadt, und alle nannten ihn den

reichen Hans. Seine Häuser waren alle dichtbewohnt von Menschen, wie die Wachsellen von Bienen. Außer dem täglichen Kummer und Unglück sammelten sie in diesen Steinzellen noch viel Freundschaft und Liebe, wie süßen Honig; nur der reiche Hans hatte keinen Freund mit Ausnahme des Ferdings, der vom starken Gebrauch rot gescheuert war. Die Mutter war gestorben, und er suchte nach keinem Menschen mehr: Freunde nahmen nur Zeit weg. Früh und spät saß er, über einen Geldhaufen gebeugt. Ihm war ein langer, grauer Bart gewachsen, und seine Finger krochen wie Käfer zitternd über Gold- und Silberstücke.

Wie aber ein Baum, der gerade stand, sich einmal neigt, wenn sein Kern vertrocknet ist, so geschah es, daß eines Sonntags der reiche Hans — was noch nie geschehen war — seine Ferdinge in einem Eisengewölbe verschloß und vor die Stadt hinaus spazieren ging. Das Wetter war prächtig. Die Leute gingen in fröhlichen Scharen mit Freunden und Frauen und Kindern. Verliebte wandelten Hand in Hand. Nur der reiche Hans wandte sich misshütig von den Leuten ab, wie sollte auch ein so reicher und mächtiger Herr zusammen mit den andern gehn. Sein einziger Freund lag in seiner Tasche und

seine Gedanken schwirrten unablässig um ihn wie die goldfüßigen Bienen um blutrote Blüten.

Der reiche Hans schlug einen Seitenweg ein und kam an einen lauschigen Grund, wo ein einsamer Quell unter blütenüberschnittenen Faulbaumsträuchern sprudelte, die dann und wann, von leichtem Winde gewiegt, Blütenflocken ins hohe Gras herniederwarfen.

Er wischte sich die Stirn und ließ sich am Quell zu Boden gleiten. Blaue und gelbe Schmetterlinge flatterten von Blüte zu Blüte, selbst vom Winde entführten Blüten gleich. Ringsumher summten und leuchteten braune, blaue und goldige Käfer, das Gras wurde von langsam sickerndem Wasser hin und her gewiegt, als kröchen silberschimmernde Insekten unruhig um seine Wurzeln.

Der reiche Hans legte Hut und Stock ab, und der Wind, der seine Stirn umwehte, trug ihm ein wohliges Ruheempfinden zu. „Nein, hier ist's wirklich schön,“ sagte er. Er bückte sich nieder und schaute in den Quell. Aus dem klaren Wasser blickte ihm ein strenges Greisengesicht entgegen. Ja, das war des reichen Hans eigenes Gesicht, das hatte ihm stets gut gefallen. Und er zog den Glücksfer-

ding aus der Tasche und zeigte ihn lächelnd seinem Abbild im Wasser. Und das Bild lächelte ihm entgegen, zeigte ihm einen roten Kupferferding, der schneidend auf dem ruhevollen, grünen Wasserspiegel glühte.

Der reiche Hans war dem Glück noch nie so nah wie in diesem Augenblick, aber eben in diesem Augenblick glitt ihm der Ferding aus der Hand und fiel ins Wasser. Und am Quellsengrunde schaukelte sich auf weißem Sprudel, der unablässig der Erde entstieg, ein kleiner roter Teufel und breitete lachend die Arme aus.

„Auf Wiedersehen, Hans,“ lachte er und verbogte sich, und seine Worte stiegen vom Quellsengrunde empor gleich roten Wasserblasen. „Nun bin ich sauber, und du kannst gehn, jetzt habe ich dich nicht mehr nötig. Alles was auf mir saß, klebt jetzt an deinen Händen. Schau bloß wie rot du mich gescheuert hast! He, du glaubtest wohl Herr zu sein? He, he, he, der Herr war ich, du hast mir bloß den Rücken gewaschen. Ich weiß, Hans, du träumtest einst von einem reichen und glücklichen Leben, doch was tatest du? Was tatest du? Dein ganzes Leben lang hast du einem armen Teufel den Rücken gescheuert. Du wolltest ein Herr sein, aber warst und bliebst nur ein Badejunge, Badejunge!“ —

— — Der Quell schnarchte und warf schäumende Blasen, und Hans zuckte, zitternd vor Schreck, zurück.

Der Teufel aber kehrte jung und rosig in die Höllenflammen heim. . . Hans streckte die Arme aus und wollte ihm naheilen, aber vor ihm war bloß ein aufgewühlter Quell, dem schauerlicher Schwefelgeruch entströmte.

Als sich der **reiche** Hans langsam nach Hause schleppte, dröhnte es ihm in den Ohren, als wäre er innen hohl.

So beschloß er sein Dasein mit einer Leere in der Brust. Zu seinem Herzen fand die Liebe keinen Zugang mehr, und seine Finger, welche nur zu raffen gewohnt waren, konnte die süße Macht des Spenders nicht mehr lösen.

Als Hans fort war, bewegten sich die Faulbaumsträucher und an ihrer Stelle erschien die Glücksgöttin selbst, in ihren weißen Wolltüchern. Sie trat an den Quell, dessen Wasser wieder weich und grün wie junges Gras war, und bogen sie über ihn. Eine stille, graue Träne rann ins klare Wasser. Und das Wasser im Quell war von der Zeit an bitter. Die Glücksgöttin aber verschwand wieder im tiefen Walde. Und der Fischer, der abends die leere Fischtasche in seinen Händen zog, und der Ackerer, der sich

am Ende einer schweren Furche den Schweiß wischte, seufzten: „Weiß Gott, wo mein Glück geblieben ist. Als ob es ins Wasser gefallen wäre.“

Die Glücksgöttin aber dachte daran, wie schön es in den Bergen wäre — im stillen Hause, wo ein lieber, runder Mond, wie aus Wachs geformt, durch die Fenster schaut, wie gut sich dort in der Dämmerung der lange Faden schmerzlicher Erinnerungen spinnen ließe.

LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0311022544

Lettland-Bücherei.

Die Verlags-Aktiengesellschaft «Rīga» in Riga gibt unter diesem Titel in zwangloser Folge eine Reihe von Abhandlungen und Quellen zur geistigen und wirtschaftlichen Geschichte Lettlands heraus, welche der Orientierung des In- und Auslandes über Lettland dienen sollen.

1. Garlieb Merkel, Die Letten.
Mit einer Einführung.
2. Georg Wihgrabs, Das lettische Schrifttum.
3. Ausgewählte Stücke aus der lettischen Literatur.
4. Alfred Bihlmanis, Ein Vorläufer Garlieb Merkurs:
Dr. Gundling.
5. Dozent J. Sanders, Ueber die Urheimat der Baltischen Völker.